

Von Ostpreußen durch  
Russisch = Polen nach  
Oberschlesien. ☼ ☼ ☼ ☼



Reiseskizzen von  
Eugen Buchholz.

Mainz 1907.

Druck und Verlag: Druckerei Lehrlingshaus.

ak 995



35110



**S**ie gewaltigen Ereignisse und Umwälzungen im slavischen Osten lenken die Blicke mehr denn je auf das Zarenreich. Viele Ereignisse muten fremd, ja unglaublich an, weil Land und Leute des Riesenreiches für „Europa“ (so nennt man vielfach in Rußland die außerrussischen zivilisierten Länder Europas im Gegensatz zu dem autokratischen Rußland, zu „Halb-Asien“) so gut wie unbekannt sind, bezw. es bis vor kurzem waren.

Selbst die Bewohner der ostdeutschen Grenzprovinzen sind über ihre Nachbarn jenseits des Sordons wenig unterrichtet. Man überschreitet die Grenze nur so oft und so lange es die geschäftlichen Angelegenheiten unbedingt erforderlich machen. Es dürfte äußerst wenige Deutsche geben, die Rußland zum Vergnügen oder studienhalber bereisen.

Und doch liegt es dem Ostdeutschen so nahe, einmal einen Blick in eine fremde Welt zu tun, von der ihn nur wenige Meilen trennen. Wohnt man z. B., wie der Verfasser dieser Reiseskizzen, in Ostpreußen, im Ermland, und beabsichtigt, Oberschlesien oder Österreich zu besuchen, dann liegt doch die Versuchung nahe, den großen Bogen über Westpreußen und Posen zu vermeiden und den Weg über Warschau zu nehmen, um bei Rattowitz wieder preußischen Boden zu betreten. Man lernt dann nicht nur das sehenswerte, interessante Warschau, sondern (mit geringem Umwege) auch die große Fabrikstadt Lodz, ferner den polnischen Industriebezirk bei Sosnowice und den weltberühmten Wallfahrtsort Czestochau kennen. Alle diese Orte werden bei den jetzigen Unruhen, welche besonders unter den sozialdemokratischen Fabrikarbeitern und dem jüdischen Proletariat stark hervortreten, vielfach genannt.



Russisch-Polen steht nun allerdings in bezug auf Kultur, Zivilisation, westeuropäisches Wesen weit über dem eigentlichen Rußland. Zum Teil kommt das von der günstigen, vermittelnden Lage zwischen Europa und dem europäischen wie asiatischen Rußland. Sehr gegen den Wunsch der russischen Regierung ist Polen wirtschaftlich und industriell erstarbt. Die Regierung konnte eben nicht gut zu den religiösen und politischen noch wirtschaftliche Ausnahmegeetze geben, wie hätte sie sich sonst ihrer „wirtschaftlichen Fürsorge“ bei den Polen rühmen können! So mußte sie gute Miene zur wirtschaftlichen Hebung Russisch-Polens machen, und gerade in der Fabrikbevölkerung von Warschau, Lodz, Czenstochau und Sosnowice ist dem Zarismus ein unveröhnlicher Feind erwachsen, denn trotz aller Gewaltmaßregeln oder gerade wegen Knute und Sibiriens hat die sozialdemokratische Propaganda unter den Arbeitern eine so große Verbreitung gefunden.

Polen dürfte der russischen Regierung noch viel zu schaffen machen, und besonders auch der Hinblick auf die unzufriedene polnische Bevölkerung muß Reformen geradezu erzwingen. Es steht jedoch zu befürchten, daß die Reformen im russischen Reiche zu spät kommen und daß alle die an Römischen Katholiken, Uniten, Lutheranern, Sektierern, Juden, Unzufriedenen verübten Greuel ihre Vergeltung finden werden.

Die reiche intelligente Bevölkerung namentlich der Großstädte und großen Güter sieht den kommenden Ereignissen mit Bangen entgegen und zieht an mehr sicher scheinende Orte oder ins Ausland. Unter diesen Umständen ist in der Jetztzeit natürlich eine Reise nach Rußland keineswegs anzuraten.





## I. Von Allenstein nach Soldau.

Also an einem Abende im Juli war's, als die Reise vor sich gehen sollte.

Der Paß war in Ordnung. Erst stellt die Polizei ein Signalement aus, dann liefert das Landratsamt das Paßbüchlein, und schließlich stempelt dies letztere der russische Konsul in Königsberg. Der Paß kostet im ganzen etwa 8.50 Mk. und berechtigt zum Aufenthalte bis zu einem Jahre in den weiten Grenzen des hl. russischen Reiches. Nach Ablauf dieser Zeit muß er erneuert werden. Die Grenzbewohner bedürfen zu ihren Geschäfts- oder Besuchsgängen in die Nachbarschaft nur einfacher Legitimationkarten.

Auf dem Allensteiner Hauptbahnhofings, wie gewöhnlich um die Zeit von 6—7 Uhr nachmittags, recht lebhaft zu.

Da Rundreisebillets nach Rußland nicht ausgegeben werden, so wurde am Schalter ein einfaches Billet gekauft, und zwar — der verehrte Leser rümpfe nicht die Nase — vierter Klasse. Bekanntlich ist das billig, und sparen muß man heute, und außerdem kann man im Abteil der letzten Klasse eher Beobachtungen anstellen.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Es ging gen Hohenstein. Nachdem man Gr.-Vertung passiert, wird die Gegend langweilig, armselig. An dem mit mehreren Schneidemühlen ausgestatteten Stabigotten vorbei gelangt man nach dem steinreichen Grieslienen. Gleich hinter dem Dorfplane beginnt die Masurei; die erste Ortschaft hier ist das Gut Amerika. Die Türme von Hohenstein winken herüber, und nicht lange darauf sind wir auf dem Bahnhofe dieses ehemaligen Gymnasialstädtchens, das sich unmittelbar an den Bahnhof anschließt und das infolge der neuen Strecke nach Osterode an zwei



Bahnen liegt. Der schmucke Turm der katholischen Kirche ist von der Bahn aus deutlich sichtbar, da das Gotteshaus ganz nahe an der Strecke liegt, doch ist zu derlei Beobachtungen keine Zeit. Ein großer Menschentrubel entwickelt sich auf dem Bahnsteige, sehr zahlreiche Landbewohner wogen auf und ab und begehren stürmisch Einlaß in den einlaufenden Zug. Im Handumdrehen ist der bis dahin fast leere Wagen überfüllt: jung und alt, Männlein und Weiblein mit ihrem Gepäck und den gemachten Einkaufsstücken placieren sich, so gut es geht. Es war nämlich Jahrmarkt gewesen, und derlei Gelegenheiten läßt sich der Masure nicht leicht entgehen. Man kann es sich vorstellen, daß ein großer Teil der Jahrmarktsbesucher nicht nüchtern war und einzelne von ihnen Händel suchten. Zum Glück blieb es bei kleinen Nörgeleien. In den nächsten Stationen stiegen die meisten Jahrmarktsbesucher aus, und nur wenige Handwerker aus Neidenburg und Soldau blieben zurück. Das Gespräch drehte sich um die Absatzverhältnisse jetzt und früher und namentlich um Spitzbübereien, wie sie in dieser Grenzgegend nicht selten sind. Der Reiz zum Schmuggeln verleitet vielfach auch zu anderen Diebstählen, und man hätte den Schuhmachern auf der Bahn zuhören müssen, um ein Bild von der Raffiniertheit zu erlangen, mit welcher manche Kunden beim Besehen der Waren diese unvermerkt an nicht näher zu bezeichnende Stellen des menschlichen Körpers verschwinden lassen. Die Unterhaltung wurde bald deutsch, bald polnisch geführt, und wer die sprachlichen Verhältnisse in den masurischen Städten nicht kennt, wird sich wundern über den Mischmasch, der im Laufe der Unterhaltung zutage tritt, ja, es kommt vor, daß sogar in ein und demselben Satz von einer Sprache in die andere übergesprungen wird.

Durch steinige, sandige Gegenden ohne Reiz nähert sich der Zug allmählich Neidenburg, einem lebhaften und gewerbe-



fleißigen Städtchen von gegen 5000 Einwohnern. Schon von weitem grüßt in die Lande hinein das alte Ritterschloß, welches von einer nicht unbedeutenden Anhöhe, zu dessen Füßen das Städtchen sich anschmiegt, weit in die Gegend hineinschaut und Kunde gibt von der Kulturarbeit der Ordensritter, welche auch hier in die Grenzgebiete ihre Tätigkeit hineinverlegten. Das Schloß hat Ähnlichkeit mit dem Allensteiner, ist jedoch besser erhalten und birgt in seinen Mauern das Amtsgericht. An den Abhängen des Schloßberges befinden sich freundliche Anlagen.

Inzwischen ist es ganz dunkel geworden, und der Zug setzt sich wieder in Bewegung. Noch zwei Stationen, und man erreicht Soldau, das Ende der Sekundärbahn Allenstein-Soldau, welche die Strecke von 83 Kilometer in 3—4 Stunden zurücklegt. Damit war für diesen Tag das Endziel erreicht, und es galt, die müden Glieder zu der Weiterreise zu stärken. Ganz ohne Erlebnis war der Weg zwischen Meidenburg und Soldau auch nicht gewesen. Ich war nämlich Zeuge einer erregten Szene. Auf einer Bank saßen der Organist eines benachbarten Kirchdorfes und ein Gewerbetreibender, welche in polnischer Sprache — in einer katholischen Gegend hätte man den Lehrer deshalb als Staatsfeind bezeichnet — eine lebhaftere Unterhaltung führten. Von meinem Platze war über den Inhalt der Unterhaltung nichts zu hören, dieselbe scheint aber teilweise gegen die Katholiken geführt worden zu sein, denn auf einmal sprang ein anscheinend schlafender, nicht ganz nüchterner Instmann von der Bank auf und stellte die beiden Herren zur Rede. Ein Wort gab das andere, bis schließlich der Streit in eine gewöhnliche Schimpferei ausartete. Überall Gegensätze! . . .

Am anderen Morgen war Gelegenheit, Soldau in Augenschein zu nehmen. Das Städtchen liegt im Kreise Meidenburg und zählt über 4000 Einwohner. Die umliegenden Landbewohner erfreuen sich einer gewissen Wohlhabenheit, da der



Boden gut ist und der Soldauer Winkel deshalb die „Spekammer des Kreises Meidenburg“ genannt wird. Schon an den zum Wochenmarkte kommenden Fuhrwerken läßt sich eine gewisse Behäbigkeit der Landbevölkerung erkennen. Wie alle masurischen Städte besitzt auch Soldau einen sehr großen Markt, um den sich das ganze geschäftliche Leben gruppiert. Der Markt wie überhaupt die ganze Stadt machen einen netten, sauberen Eindruck. Infolge der mehrfachen Bahnverbindung, der Hierherverlegung von Militär und der Lage als Grenzort und =Station hat sich Soldau in den letzten Jahren recht erholt und durch Neubauten vergrößert. Bemerkenswert erscheinen die imposanten Ruinen des alten Ritterschlusses, die leider dem gänzlichen Verfall entgegengehen. Die schmucke katholische Kirche liegt eine Strecke hinter der Stadt auf freiem Felde.

Um und in Soldau wohnen zahlreiche Ermländer, welche die katholische Gemeinde wesentlich stärken.

Von einem derselben wurde folgender Spaß erzählt: Es war kurz vorher im Hotel Liebhabertheater gewesen, und die Garderobe hing noch im Saale. Mehrere russische Offiziere waren nach Preußen gekommen, um sich zu amüsieren. Unser Landsmann saß im Nebenzimmer an einer fröhlichen Tafelrunde. Dabei wurde der Plan ausgeheckt, die Herren Russen hinters Licht zu führen. Der Landsmann zieht die Husarenuniform vom letzten Theater an, fällt auf einmal „unverhofft“ ins Zimmer, stutzt scheinbar und will sich zurückziehen. Die Russen springen auf, nötigen den Pseudoleutnant zum Sitzen, rücken Seft auf und unterhalten sich über militärische Dinge. Der Pseudoleutnant steht Rede und Antwort und führt seine Rolle vorzüglich durch, ohne daß einem der Russen der leiseste Verdacht aufgestoßen wäre. Um sich nicht „lumpen“ zu lassen und den Schein zu wahren, rückte er auch mit einer Flasche „Rotspahn“ auf, welchen die schadenfrohe Tafelrunde bezahlte.



## II. Auf der Grenzstation.

Es war 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr nachmittags, als der Zug von Soldau abdampfte. Nach einer halbstündigen Fahrt gelangte der Zug in der preussischen Grenzstation Ilowo an. Es war nicht viel Zeit zum Umschauen, denn bald ging's weiter. Man brauchte sich nämlich nicht nach der russischen Seite des Bahnhofes zu begeben und umzusteigen, da der Zug direkt über die Grenze bis nach Mlawa fährt.

Als Schuljunge denkt man sich unwillkürlich, an der Grenze sei die Welt mit Brettern verschlagen. Eine hohe Mauer, ein Graben, Zaun oder dergl. bilde die Scheide der Staaten. Von alledem nun nichts!

An den Straßen, die für den Grenzverkehr freigegeben sind, befinden sich Zollhäuser, Kammern genannt, und zwischen diesen Kammern patrouillieren auf je mehrere hundert Schritt Entfernung Kosaken. In finstern Nächten warten nun die Schmuggler ab, wann der Posten eben die betreffende Stelle verlassen, und versuchen dann ihr Glück, bisweilen mit Erfolg.

Der Zug näherte sich der Postenkette, „Kordon“ genannt. Ein mitreisender russischer Jude trat auf mich zu und bot mir einen Sommerüberzieher zum Kaufe an, und zwar „billig, sehr billig“. Ich dankte, doch hielt es schwer, den Händler los zu werden, der dann noch andere Sachen hervorholte. Als er kein „Geschäftche“ machen konnte, zog er schnell den Sommerüberzieher selbst an und erwartete die Revision. Auch die anderen Hebräer in langen, schmutzigen Kaftans und Käppes hatten unter sich „e Geschäftche“ vor und wechselten und zahlten, wobei es sich zeigte, daß ihre Briestaschen mit Hundertrubelscheinen angefüllt waren.

Unterdessen, nach einer Fahrt von nur 10 Minuten, war der Zug in Mlawa eingelaufen. Ein Beamter öffnete die



Waggontüre und nahm jedem den Paß ab. Hierauf ging's nach dem Gepäckrevisionssaale, wo die Habseligkeiten einer ziemlich oberflächlichen Revision unterworfen wurden. Hinter langen, im Viereck zusammengestellten Tischen standen die Zollunterbeamten in langen, weißen Kleidern gleich Schlächtergesellen.

Alles lief glatt ab, denn Bücher und Zeitungen hatte ich wohlweislich nicht mitgenommen, da diese sonst an die Warschauer Zensur gesandt worden wären.

Nur ein einziger „Führer durch Warschau“ war vorhanden, doch trug dieser den Vermerk des Zensors und war in Warschau gedruckt.

Da der Aufenthalt fast eine Stunde dauerte, war Zeit genug, im Wartesaale einen Imbiß einzunehmen. Nach dem Grundsätze, daß man in fremdem Lande das begehren müsse, was dort am stärksten verlangt sei, verlangte ich Tee und setzte mich also gleich beim Eintritte in das heilige russische Reich gründlich „in Tee“.

Es ist bekannt, daß Tee in Rußland und Polen das beliebteste Getränk ist. In den Konditoreien und Restaurants steht der brodelnde „Samowar“ — darauf die Eßenz, den ganzen Tag über auf dem Tisch. Es dauert daher keine 3 Minuten, und der Tee ist da, allerdings, wie hier zu Lande beliebt, ganz kochend, aber von einer vorzüglichen Beschaffenheit. Auch in den besseren Familien steht der Tee den ganzen Tag auf dem Tische, und es ist nichts Seltenes, daß eine Person täglich bis 30 und mehr Glas konsumiert.

Der Wartesaal war fast leer. Außer der Familie des Restaurateurs, welche eifrig die neueste Nummer des Kuryer Warszawski studierte, saß an einem Tisch ein Geistlicher nebst einem Besitzer und in einem Nebenzimmer ein russischer Offizier. Von Zeit zu Zeit erschien auch — augenscheinlich von Langesweile geplagt — ein höherer russischer Beamter in dem Lokale,



stolzierte mehrere Male auf und ab und kehrte dann wieder zurück, um dasselbe Experiment zu wiederholen.

Meine Benigtheit gehört zu jener Sorte von Menschen, die nur den Eisenbahnwagen besteigen dürfen, um sofort einen mächtigen Appetit zu verspüren. Es war an einem Freitag und da galt es, Farbe zu bekennen. Fische scheinen in Polen sehr knapp zu sein, und so wählte ich Sezeier oder, wie der Kellner polnisch sagte, „gelegte Eier auf russische Art“. Der gute Mann hatte Mühe, mir das durch Zeichen und Gebärden verständlich zu machen, denn, um mich zu vergewissern, wie weit die deutsche Sprache in Polen verbreitet ist, spielte ich den „tauben Mann“. Die Sezeier po rusku kamen an, jedoch mit der ganzen Pfanne, was einigermaßen Verlegenheit bereitete. Der zuvorkommende Kellner bedeutete, die Eier müßten von der Pfanne gegessen werden, da sie kalt nicht schmeckten. Nun meinetwegen, man muß sich eben nach der Landessitte richten, oder, wie ein polnisches Sprichwort sagt: Co kraj, to obyczaj. Jedes Land hat seine Sitten. Die Sezeier waren etwas gesalzen, sehr heiß, aber sonst schmackhaft. Der Preis dafür ist mir entfallen, und Notizen habe ich keine gemacht, da man noch hätte als Spion angesehen werden können. Natürlich darf man nirgends das übliche Trinkgeld von 10 Kopfen vergessen, wofür es einen ehrfurchtsvollen Diener abgibt. Mit russischem Gelde hatte ich mich zunächst schon in Soldau versehen.

Nachdem ein Beamter den revidierten Paß zurückgebracht und ein Billet dritter Klasse für einen Rubel 67 Kopfen nach Warschau gelöst worden war, ging's tiefer hinein ins ehemalige Polenreich.

---



### III. Von Mława nach Warschau.

Die Strecke von der Grenze bis Warschau ist 115 russische Werst lang. Eine Werst kommt ungefähr einem Kilometer gleich, so daß die ganze Strecke nur etwa 15 deutsche Meilen beträgt. Die Soldauer haben also beispielsweise nach Warschau viel näher als nach der Provinzialhauptstadt Königsberg, wohin der Eisenbahnweg 215 Kilometer betragen dürfte. Von Allenstein nach Warschau sind etwa 27 deutsche Meilen, also nur etwa 5 Meilen weiter als nach Danzig. Wie man sieht, ist die Entfernung nach der früheren Hauptstadt des Polenreiches keine große, und nur den Paßscherereien und Vorurteilen mag es zuzuschreiben sein, daß der immerhin interessanten und sehenswürdigen Großstadt unsererseits jetzt so wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. —

Um 4 Uhr, nach Petersburger Zeit (welche unserer Zeit um nicht weniger als 61 Minuten voraus ist), setzte sich der Zug in Bewegung. Vierter Klasse gibt's hierzulande nicht. Die Eisenbahnwagen sind alle durchgehend und etwa so eingerichtet wie die Wagen auf unseren Sekundärbahnen. Gewöhnlich gibt's noch einige besondere Abteile für Frauen, jedoch sind diese Abteile nicht in der Quere, sondern an der Längsseite angebracht. An und für sich sind die russischen Wagen etwas breiter.

Es war an einem Freitage, und an den Nachmittagen dieser Tage sowie an den Sonnabenden reisen keine oder sehr wenige Juden, welche sonst einen recht großen Teil der Passagiere bilden. Diese Unnehmlichkeit machen sich viele zunutze, so daß von seiten des christlichen Publikums die Bahn an diesen Tagen besonders stark besetzt ist. Gleich beim Eintritte in Polen findet man das jüdische Element in einer Zahl vertreten, von der man sich kaum eine Vorstellung machen kann.



Es würde dies nicht so sehr auffallen, wenn nicht die langen, schmierigen Raftans die Rasse schon von weitem bezeichnen. Die sogenannten Pężis (Stirnlocken), welche in Galizien noch getragen werden, sind in Rußland verboten, und man kann sich den Jammer vorstellen, als die an der alten Tracht hängenden Israeliten, welche den Termin hatten vorübergehen lassen, von seiten der Polizeibehörde ihrer Gesichtszierde gewaltsam beraubt wurden. Über das Judentum in Polen wird später noch die Rede sein.

In dem Wagen, welchen ich benutzte, saßen mehrere Geschäftsleute und Bauern. Der Zug nach der Großstadt scheint sich auch hierzulande geltend zu machen. Ein Dienstmädchen aus Mława fuhr nach Warschau, um dort einen Dienst anzutreten. Bitterlich weinend nahm sie von den Ihren Abschied, gleichsam vorausführend, welchen Gefahren und Enttäuschungen sie in der Großstadt entgegengehe. Der Schaffner, hier „Kondukteur“ genannt, revidierte die Bilette. Die Kondukteure tragen jetzt lange, dunkelgraue Anzüge und Fuchstiefel, nach russischer Vorschrift, während die frühere kleidsame Tracht der „nationalen“ Idee hat weichen müssen. Der Beamte war sehr höflich, wie überhaupt der russische Beamte dem „besseren“ Publikum gegenüber höflich und zuvorkommend ist.

Bald hatte unsereins sich bekannt gemacht. Nichts ist leichter, als hier Bekanntschaften schließen. Das Publikum ist offen und freundlich und nicht von jener Verschlossenheit, wie wir sie oft bei uns beobachten können. Ja, man möchte behaupten, die Leute sind fast zu offen, so daß Unberufene mit ihren Mitteilungen Mißbrauch treiben könnten. Ein Bauunternehmer aus der Umgegend und ein Geschäftsmann aus dem Süden von der schlesischen Grenze führten ein sehr lebhaftes Gespräch, in das sie auch mich hineinzogen. Im Verlaufe einer Viertelstunde wußte ich genau Bescheid über den Ver-



mögensstand des Mannes, dessen Geschäft, Erlebnisse, ja sogar in seine Familienverhältnisse, die nicht sehr erbaulich klangen, war ich eingeweiht. Der Mann war Fleischermeister in einem Grenzorte und hatte nebenbei eine Restauration, die viel Geld schmiß. Das genügte aber dem betriebsamen Herrn noch nicht. Er schaffte sich ein Weltpanorama an, das er eben unter Aufsicht eines seiner Untergebenen in Mlawa zurückgelassen hatte. Mit diesem Panorama nun hatte der Mann große Reisen unternommen. So hatte er Deutschland, Osterreich, Frankreich und Italien durchreist. Selbst in Agypten und dem hl. Lande war er gewesen. Daß dies keine Flunkereien gewesen, ersah ich aus einer Bescheinigung des Franziskanerklosters in Jerusalem und den von dort mitgebrachten Andenken, wie Rosenkränzen aus Olivenholz, getrockneten Blumen aus Nazareth, dem Tale Josaphat usw. usw. Von den Rosenkränzen hatte er größere Partien, die er in Czestochau absetzte. Ich kaufte einen der Rosenkränze aus Olivenholz mit Perlmutterkreuz, worauf die Inschrift „Jerusalem“ stand, für billiges Geld (zum Selbstkostenpreise), und mehrere kleine Andenken schenkte der Weitgereiste noch obendrein. Später tat es mir leid, von dem Manne nicht mehr gekauft und für Bekannte mitgebracht zu haben.

In Station Konopki stieg der Bauunternehmer aus, und da mehrere Minuten Zeit waren, gingen ich und der zweite Bekannte mit hinein, um zum Abschiede auf unsere so schnell geschlossene Freundschaft ein Glas Bier, das erste in Polen, zu leeren. Wir erhielten jeder eine Flasche und ein Glas, wie hierzulande überall üblich. Der Trank war nicht schlecht, es wurde eine zweite Flasche geleert und dann die Weiterreise angetreten.

Die Landschaft bietet nichts Außergewöhnliches. Soweit das Auge reicht, eine Ebene von unbeschränkter Ausdehnung



und mittelmäßiger Fruchtbarkeit. Fast das ganze Land ist eben und gleichförmig, daher auch der Name Polen (Polska) von „pole“, Feld, Ebene. Die Baulichkeiten, welche man von der Bahn aus sieht, entsprechen annähernd den masurischen und oberschlesischen des platten Landes und lassen erkennen, daß die Kultur hier nicht eben so weit zurück ist; in fruchtbareren Landstrichen machen die Gebäude einen behäbigeren Eindruck.

Der Boden in diesem Landteile — Masovien genannt — scheint größtenteils kleineren Bauern zu gehören. Es war gerade Erntezeit, die gleichzeitig mit der unsrigen zusammenfällt, und da sah man auf den Feldern nur je eine bis zwei Personen beschäftigt. Der Roggen wurde überall mit Sichel gemäht, eine zwar leichtere Arbeit und den Kräften des Menschenchlages angemessen, die aber auch sehr langsam vonstatten geht.

Die beiden bedeutendern Stationen auf der Strecke sind Ciechanów und Neu-Georgiewsk. Erstere Stadt nahm sich von der Bahn recht hübsch aus. Mächtige Gebäude (wohl Kasernen), eine hübsche Kirche und die interessanten Ruinen eines alten Schlosses ragten aus der freundlich gelegenen Stadt hervor. Die ganze Umgegend hat bessern Boden und ist daher auch an der ganzen Bevölkerung wie an den Gebäuden eine größere Wohlhabenheit erkennbar. Neu-Georgiewsk ist Festung und liegt an der Einmündung des Bug in die Weichsel. Hier haben die Polen einst einen Sieg gegen die weit überlegenen Russen davongetragen. Um nun diese für sie unbequeme Tatsache „aus der Welt zu schaffen“, gaben die Herren Moskowiter der alten Stadt Modlin den jetzigen Namen.

Auf den größeren Stationen entwickelt sich ein lebhaftes Bild. Ein zahlreiches Publikum, darunter auch Geistliche in langen Mänteln, ergeht sich auf den Bahnsteigen, die Post



erwartend und Zeitungen studierend. Die mannigfachen Uniformen der Beamten und Soldaten, die allerdings nicht immer ein Bild besonderer Sauberkeit darstellen, vervollständigen das für den Deutschen neue Bild.

Der Zug nähert sich nach vierstündiger, nicht allzu schneller Fahrt der Vorstadt Praga, welche auf dem rechten Weichselufer, Warschau gerade gegenüber liegt und die Einwohnerzahl einer bedeutenden Mittelstadt aufweisen dürfte. Ein Obsthändler, ein junger Warschauer, der, wie sich zeigte, Haare auf den Zähnen hatte, bestieg den Zug mit verschiedenen Körben. Ein Beamter trat auf ihn zu und machte ihn in russischer Sprache darauf aufmerksam, daß er mit Körben nicht den Wagen besteigen dürfe. Der Warschauer Junge gab auf polnisch dreiste Antwort, und es entwickelte sich hierbei eine erregte Szene, wobei schließlich der Beamte den kürzeren ziehen mußte. Es war interessant, die erhitzten Gesichter der Streitenden und die erregten Blicke der Passagiere, welche natürlich auf seiten ihres Landsmannes standen, zu beobachten und Schlüsse daraus auf das gespannte Verhältnis zwischen Polen und Russen zu ziehen, das für den oberflächlichen Beobachter ein leidliches zu sein scheint.

In Praga sieht man viele rauchgeschwärzte, ausgebehnte Fabriken, und vor den Türen der Mietskasernen, saßen die Frauen und Kinder der Arbeiter. Doch gleich ging der Zug, ohne daß man umzusteigen braucht, über eine gewaltige Eisenbahnbrücke den Weichselstrom hinüber nach dem vorläufig ersehnten Reiseziele, nach — Warschau.

---

#### IV. Ankunft in Warschau. Wohnung und Verpflegung.

Gegen halb acht nach unserer Zeit kam der Zug auf dem Weichselbahnhof an. Ein buntes Treiben entwickelte sich hier, als die Passagiere den Wagen entstiegen. Mein neuer Be-



kannter und ich wollten zusammen nach der Stadt. Wir stürzten nach einer Droschke hin, um so schnell wie möglich die Stadt zu erreichen. Doch mußten wir erst zurück nach einer Nummer, ehe das Fahrzeug sich in Bewegung setzen durfte.

Schnell, wie die Droschken in Rußland dahintrasseln, ging's nun vorwärts. Zuerst passierten wir eine kurze Strecke unangebauten Land, auf dem Militär in schmutzigen Uniformen und viele Kinder sich tummelten, dann einige Straßen der Judenstadt, dann die Altstadt, und schließlich gelangten wir am Palais des Statthalters, der Residenz der früheren Könige vorbei in das Zentrum, die moderne Großstadt. Ich stieg im Sächsischen Hotel ab, während mein Begleiter nach einem anderen Gasthause in der Nähe des Wiener Bahnhofes fuhr, von wo er am anderen Tage weiter reisen wollte. Gleich beim Verlassen der Droschke sollte ich einen Begriff von der hier zu Lande üblichen Übervorteilungskunst erhalten, indem der Droschkenkutscher nicht genug erhalten konnte und erst tüchtig gehandelt werden mußte.

Das „Sächsisches Hotel“ (Hotel Saski) liegt in der Ziegenstraße, einer ganz unbedeutenden Quergasse. Der hier Wohnende hat jedoch die Annehmlichkeit, mitten in der Stadt zu wohnen. Man braucht nur um die Ecke zu biegen, und man ist auf der Krakauer Vorstadt, einer der ersten Hauptstraßen Warschaus. Das Hotel selbst bildet ein großes, längliches Viereck und hat eine Menge Fremdenzimmer. Bei der Ankunft wird man sofort von einem halben Duzend dienstbarer Geister umringt, jeder macht einen untertänigen Diener vor dem „Gnädigen Herrn“, stellt sich auch bei der Abreise natürlich pünktlich ein und will seine Ehrfurchtsbezeugungen mit 10 bis 20 Kopeken bezahlt haben.

Nachdem sich der Reisende im Bureau des Portiers — die Portiers, hier Schweizer genannt, sind meistens gewandte,



mehrere Sprachen redende Herren — ins Fremdenbuch eingetragen, ist der erste Gang ins Paßbureau, wo die in Rußland so notwendigen Formalitäten erledigt werden. Man kann, so sagt ein Sprichwort, im heiligen russischen Reiche ohne Geld, nicht aber ohne Paß reisen. Das Paßbureau war, wie in jedem größeren Hotel, im Gebäude selbst. Der betreffende Herr nahm den Paß in Empfang, versprach das Anmelden auf der Polizei zu besorgen und das unentbehrliche Schriftstück, wie es üblich, bis zur Abfahrt in Verwahrung zu behalten, wo es dann noch einmal der Polizeibehörde eingehändigt werden muß, damit diese bescheinigt, daß gegen die Weiterreise nichts vorliegt. Also genug der Scherereien, doch wird alles bestens besorgt, wenn man eben nur zahlt.

Auf meine Bitte um ein Zimmer wurde mir ein solches — wohl in Anbetracht meiner Brillen — im ersten Stockwerke angewiesen. Man muß nämlich wissen, daß Brillen in Rußland nicht so häufig sind wie in Deutschland, ein Zeichen dafür, daß die Russen noch nicht so viel von der Kurzsichtigkeit, dem Zeichen der vorgerückten Zivilisation, befallen sind. Also in Folge meiner Brillen muß ich wohl für ein Stück Gelehrter oder einen „Gnädigen“ angesehen worden sein, der auf jeden Fall über bedeutende Mittel verfügt. Das Zimmer war zweifenstrig, sehr geräumig und nett ausgestattet. Ich bedauerte, aus falscher Scheu nicht eine billigere Nummer verlangt zu haben. Als der Diener sich entfernt hatte, ersah ich allerdings aus der in jedem Zimmer hängenden Preistafel, daß das Logis nur 1 Rubel 5 Kopeten, also etwa 2,30 Mk. kostete. Ich ließ mir aber trotzdem am zweiten Tage ein kleineres Zimmer im vierten Stock geben, das nur 60 Kopeten kostete.

Außer dem Sächsischen Hotel gibt es in Warschau noch folgende Gasthäuser ersten Ranges: Das Europäische, Englische, Brühl'sche, Dresdener, Französische, Krakauer, Leipziger, Deutsche,



Pariser, Polnische, Römische und Viktoria-Hotel. Das Sächsische, in dem ich wohnte, ist sehr empfehlenswert. Das feinste ist das „Europäische Hotel“, Ecke Krakauer Vorstadt, Reinestraße (Czysta) und Sächsischer Platz. Dasselbe ist im Renaissance-stile erbaut und gehört zu den prachtvollsten Gebäuden der Stadt. Parterre befinden sich eine Restauration, Konditorei mit wertvollen Malereien, mehrere Läden. Zu den Etagen führen wertvolle Marmortreppen, gleichzeitig dient ein hydraulischer Fahrstuhl zur Bequemlichkeit der Fremden. Im ersten Stockwerke befindet sich auch ein Lesesaal, im zweiten die immerwährende wertvolle Ausstellung alter und neuer Gemälde. Die Korridore schmücken Blattpflanzen, Gemälde und Spiegel.

Weil das Thema auf Hotels gekommen ist, mag hier einiges über die für Reisende so wichtige Verpflegungsfrage gesagt werden. Die Restaurants in den Gasthäusern bestehen für sich allein. Man zahlt für Logis besonders und besonders auch in den Restaurationen. Es besteht somit gar keine Verpflichtung für den Reisenden, in dem betreffenden Hotel zu speisen. Im „Sächsischen Hotel“ befindet sich ebenfalls eine aus 5—6 Zimmern bestehende Restauration, die recht rege besucht wird. Es verkehren da besonders viele Beamte, Offiziere, Gutsbesitzer und Geistliche aus der Provinz. Die Speisen, einzeln verlangt, sind ziemlich teuer, man muß eben das ganze Menü herunteressen, und zwar werden immer zweierlei Speisen zur Auswahl gestellt. Erst eine Suppe, dann ein Zwischengericht mit Gemüse, dann Braten oder Wild mit Kompott und schließlich Eis, eine Mehlspeise oder etwas anderes zum Nachtisch. Ein solches Mittagessen, das sehr reich und gut zubereitet ist und aus vier bis fünf Gängen besteht, kostet 45 bis 50 Kopfen. Würde man ein Gericht allein verlangen, so wird dasselbe ebenso teuer berechnet, wie die ganze Speisenfolge. Gewöhnlich trinkt man in Polen wie bei uns zu Tisch Bier, und man



kann nur sagen, daß das Bier sich immer mehr Eingang verschafft. Eine halbe Flasche Warschauer Bier — meistens aus der Brauerei von Rijk & Co. — kostet 15—20 Kopeken, die ganze Flasche, etwa unserer Braunbierflasche gleich, 30—40 Kopeken. Das Bier hat einen angenehmen Geschmack, äußert sich jedoch für den Ausländer in unvorteilhafter Weise, indem es stark mit Alkohol versetzt ist und Kopfschmerzen verursacht. Auf einer Stelle gab es Münchener Spatenbräu, doch kostete der Schnitt dort nach unserem Gelde 60 Pfennig. Im allgemeinen sind die Verpflegungsverhältnisse recht günstig, besonders für denjenigen, der die billigen Quellen kennt. Das sehr ausgeprägte Trinkgelderunwesen muß man allerdings mit in den Kauf nehmen.

Sehr gern besucht der Pole und Russe die Konditoreien, und in dieser Branche gibt es in Warschau großartig ausgestattete Lokale mit einer Unmenge Zeitungen. Freunde von Kuchen, Bonbons, Konfitüren usw. würden hier ihr Dorado finden, denn gerade in diesen Artikeln wird hier Hervorragendes geleistet. Das beliebteste Getränk ist der Tee, das Glas zu 10 Kopeken. In neuerer Zeit entstehen auch viele Weinschänken, welche südrussische (Krim-) Weine billig verschänken und verkaufen. Die ausländischen Weine sind infolge des Transportes und des Zolles sehr teuer und für den Mittelstand kaum zu erschwingen. Man sucht sich immer mehr unabhängig vom Auslande zu machen und fördert mit allen Mitteln die einheimischen Boden-Erzeugnisse und die einheimische Industrie.

Ungemein groß ist in der Sommerzeit auch der Verbrauch von Sodawasser und Limonaden. In allen Lokalen, Gärten, Handlungen, man möchte behaupten, in jedem dritten Hause ist ein Apparat mit diesem kühlenden Getränk aufgestellt. Das Glas Sodawasser mit Saft kostet 5 Kopeken und wird von Arbeitern und Handwerkern stark verlangt.



## V. Ein Rundgang durch Warschau.

Auf dem linken Weichselufer auf sanft ansteigenden Anhöhen breitet sich die frühere polnische Residenzstadt aus. Den besten Anblick hat man vom rechten Weichselufer von dem Alexanderparke in Praga aus. Dampf bringt herüber das Geräusch der für Handel, Industrie und Gewerbe wichtigen Stadt, welche jetzt ungefähr 800 000 Einwohner zählt, der aber Ferdinand Vesséps nicht weniger als zwölf (!) Millionen Bewohner vorherverkündigt hat, da sie der günstigst gelegene Handels- und Stapelplatz zwischen Europa und Asien wäre.

Ein Rundgang durch die Stadt mag vom Theaterplatz aus, dem Mittelpunkt des Stadtverkehrs, beginnen. Da ist zunächst das im Stile der klassischen italienischen Renaissance erbaute Große Theater, welches durch seine Ausdehnung, die Säulengänge, Magazine, Pavillons usw. einen imponierenden Eindruck macht. Der nach dem Plane von Anton Corazzi erbaute Musentempel ist später, zuletzt in den Jahren 1890 bis 1891, mit einem Kostenaufwande von 200 000 Rubel vergrößert und umgebaut worden. Dem Theater gegenüber liegt das erst 1870 erbaute Rathaus mit hübschem Turme. Der gesamte Gebäudekomplex nimmt eine Ausdehnung von 154 500 Fuß ein. Der zur Abhaltung von Konzerten, Vorlesungen zc. bestimmte Alexandersaal des Rathauses wird durch 36 Fenster erhellt und ist 5000 Quadratfuß groß. Auf der Polizei erfährt man für einige Kopeken die Adressen von Bewohnern der Stadt, da es ein allgemeines Adreßbuch, wie in unsern Großstädten, hier nicht gibt. Es hält schwer, sich hier mit den Beamten zu verständigen, da diese nur im Notfalle die polnische Sprache gebrauchen. Ein Israelite in langem Raftan aus der Judenstadt, der nicht schreiben kann, bittet mich, den Namen Schmul Alterleib und Hersch Schwarzfuchs



auf das Formular zu schreiben, ich tue es, und artig bedankt sich der Israelite.

Durch die Bilanskastraße gehts nach dem Tomackie-Platze, auf dem sich eine im Jahre 1877 im deutschen Renaissancestil erbaute Synagoge befindet. Dieselbe faßt 2200 Personen und hat 200000 Rubel gekostet, die aus freiwilligen Beiträgen geleistet wurden.

Weiter führt der Weg quer über die Längestraße nach den Malewki, der Hauptstraße des Judenviertels. Wie mit einem Schlage verändert sich die Physiognomie des Straßensbildes. Auf zehn Passanten sind bestimmt mindestens neun Juden, fast alle, die Kinder nicht ausgenommen, in langen Raftans. Aus den Häusern und Rinnsteinen verbreitet sich ein nicht angenehmer Geruch, und aus den armseligen Toiletten der Frauenwelt offenbart sich Not und Unsauberkeit. Dienstboten, Faktoren, Kutscher — alle sind Juden. Da auf einmal entsteht ein Auflauf, zwei Handelsleute haben sich beim „Geschäftche“ erzürnt und hauen aufeinander los, während die Umstehenden für oder gegen Partei ergreifen. Vorsichtig erscheint ein Konstabler und bringt die Leute gütlich auseinander.

Das Judenviertel nimmt einen sehr großen Teil von Warschau ein, während die „zivilisierten“ reichen Alttestamentlichen, wie man in Polen vielfach sagt, in den vornehmen Stadtvierteln wohnen. Man kann sich eine Vorstellung von der Seelenzahl der Israeliten in Warschau machen, wenn man bedenkt, daß gut ein Drittel der ganzen Bewohnerschaft dieser Rasse angehört. Es gibt hier ein antisemitisches Wochenblatt *Kola* (Der Ucker), welches vielfach sehr persönlich vorgeht. So wurde während meiner Anwesenheit die Leserschaft aufgefordert, bei den Wasserfahrten nicht die Fajans'schen, sondern die Dampfer einer christlichen Firma zu benutzen. Andere Zeitungen wieder



verspotten die Rola und schreiben ihr den Bers zu, sie hätte vor Behmut geklagt:

W tej Warszawie wyznac wstyd,  
Kazdy trzeci Polak zyd.

(In diesem Warschau, es ist eine Schande zu gestehen, ist jeder dritte Pole ein Jude.) Die Umgangssprache der breiten Masse ist ein durch Hebräisch durchsetztes Deutsch, welches an der Grenze ziemlich verständlich ist, während es tiefer im Lande fast ganz undeutlich wird.

Ist auch das Judenviertel für den Beobachter interessant, so drängt es doch schließlich wieder mächtig hinaus. Durch die Durchfahrt- und Riemerstraße führt der Weg nach dem Eisernen Thor, einem der größten Marktplätze Warschaus. Hier ist alles zu haben, angefangen von den billigsten Lebensmitteln bis zu den bessern Kleidungsstoffen. Unordentlich liegen in hölzernen Buden die verschiedenartigsten Gegenstände friedlich nebeneinander. Schmutz und übler Geruch machen sich auch hier bemerkbar. Ganz wie in Berlin bieten arme Leute allerlei selbstverfertigte Säckelchen, wie Vögel, Hampelmänner usw. feil. Das Gewühl ist außerordentlich, die Händler und Händlerinnen sind größtenteils Israeliten, manche von den jungen Mädchen, die sich, wie bekannt, schnell entwickeln und ebenso schnell wieder verblühen, zeichnen sich durch üppige, orientalische Schönheit aus.

Durch die Grenzstraße gelangt man nach dem Grzybowskiblack, in dessen Mitte sich eine in romanischem Stile erbaute, katholische Kirche, die Allerheiligenkirche, erhebt; hier gingen während der letzten Unruhen Greuelszenen vor sich, so daß das Gotteshaus zeitweise geschlossen werden mußte. Durch die „Sumpf“ benannte Straße führt der Weg nach der Marschallstraße, einer schnurgeraden, modernen Hauptverkehrsader, welche wohl eine halbe Meile lang ist und aus dem Sächsischen Garten nach dem Mokotower Schlagbaum führt. Hier wohnen fast nur



reiche Leute und hohe Beamte, und ein Laden reiht sich an den andern. Ich steige in die Pferdebahn ein, die sehr schnell fährt; neben dem Wiener Bahnhof geht es weiter an einem kleinen Kasernement vorbei; hier ruft eine im Freien hängende Glocke zum Abendgebete. Der Ton der Glocke, in die in längeren Zwischenräumen geschlagen wird, klingt ganz eigentümlich und übertönt, da sie ganz niedrig hängt, den Straßenlärm.

Nach längerer Fahrt wird die Straße immer leerer, kaum ist hier und da ein Passant zu erblicken. Ich steige aus, gehe an einem langen Kasernement vorbei und gelange in die Ujazdower Allee. Ein großartiger Park ladet zum Eintritt ein. Auf die Frage, ob es gestattet sei, hineinzugehen, erwidert der Posten höflich, daß es erlaubt wäre.

Hier befindet sich inmitten weitläufiger Anlagen das berühmte Schloß Lazienki, eine Sehenswürdigkeit Warschaus. Dasselbe wurde in den Jahren 1767 bis 1788 von dem polnischen Könige Stanislaus August errichtet und 1817 von den Erben desselben an Kaiser Alexander I. für eine Million und 80000 Gulden verkauft. In dem Palais befindet sich eine Gemäldesammlung, in der viele wertvolle Meisterwerke, u. a. von Rembrandt, van Dyck, Rubens enthalten sind. Das Schloß selbst, im italienischen Renaissancestile erbaut, sieht sehr gefällig aus. Ein größerer Teich breitet sich davor aus. Hübsche Blumenanlagen, Bäume und mehrere allegorische Gruppen schmücken die Terrasse, welche sich zwischen Teich und Schloß erhebt. Ringsum der große, hügelige Park mit hübschen Baumgruppen, Orangerie, Sommertheater, Jägerhäuschen usw., ein reizendes Idyll, wohin das Geräusch der Großstadt nicht dringt.

Zurück benutzte ich einen andern Weg über die Sobieski-Brücke, worauf das Reiterstandbild des Polenkönigs; unter



den Hufen seines Pferdes erblickt man fliehende Türken. Narrenhände haben leider das ganze Postament durch Einschreiben von Namen verunziert. Die Menschen bleiben sich doch überall gleich.

<sup>WSE</sup>  
<sup>BOC</sup> Durch die Agrikolastraße führt der Weg ziemlich steil neben der Ulanenkaserne in die Höhe, und bald ist man wieder auf der Ujazdower Allee.

Kasernen und Weinwandzelte für die Soldaten sind auch hier vorhanden und erinnern an die große strategische Bedeutung Warschaws. Eine soeben in der Vollendung begriffene Zerkew (russische Kirche), die freiliegend mit ihrem vergoldeten Dachstuhl weithin sichtbar wird, erinnert daran, daß der Russe überall der Propaganda wegen auf die schönsten Plätze seine Kirche baut, wenn noch kaum ein Bedürfnis dafür vorhanden.

Einer der beliebtesten Ausflugsorte ist das „Schweizer-tal“, in welchem im Sommer ausländische Musikkapellen wochen-, ja monatelang konzertieren. In diesem Sommer gab das Karl Meyder'sche Orchester vom Berliner Konzerthaus (früher Wille) alltäglich Konzerte, welche aus den besseren Kreisen stark besucht waren. Das gerade vorliegende Tagesprogramm umfaßte achtzehn Nummern in vier Teilen. Außer einer Phantasie aus der polnischen Oper „Halka“ von Moniuszko und einem Violinsolo von Sarasate waren sämtliche Kompositionen deutschen Ursprungs. Einzelne Stücke trugen die deutsche Benennung, so der Marsch: „Mit Gott für Kaiser und Reich“ von Lehnhardt und das Potpourri: „Ein Strauß von Strauß“ von Ad. Mohr. Rings um das Programm, das auf großem Formate gedruckt war, befanden sich zahlreiche Annoncen. Trotzdem kostete das Papier 5 Kopfen. Die eine Seite war in polnischer, die andere, wie es gesetzlich verlangt wird, in russischer Sprache abgedruckt. — Das ganze Etablissement, in einer Schlucht liegend, macht sich abends bei elektrischer Beleuchtung reizend.



Am Tage ist die Ujazdower Allee ziemlich öde und leer, gegen Abend aber wird sie ungemein lebhaft. Alle diejenigen, welche die engen und dumpfen Mauern der Stadt verlassen können, eilen hierher, um frische Luft zu schöpfen, zu sehen und gesehen zu werden. Glänzende Equipagen, ein wahrer Corso, fahren durch die Mitte der Allee, während auf den Seitengängen die Fußgänger dahineilen oder auf den Bänken unter schattigen Bäumen ausruhen. Es verleiht das der Straße einen prunkenden und doch feinen Charakter. Die hübschen Villen und Gärten, sowie die mächtigen Alleeebäume tragen hierzu wesentlich bei.

Während des Sommers befinden sich hier zahlreiche Milch- und Kaffeehäuser; unter den letzteren ist besonders die Filiale der Lours'schen Konditorei berühmt. Dieselbe bildet eine größere Plattform, von welcher aus man die Vorüberfahrenden und Gehenden am besten sehen und wo man selbst gesehen werden kann. Dieser offenen Lage wegen nennt man den Ort spaßhaft auch die „Pfanne“.

Am Ende der Allee, nach der Stadt zu, liegt der Alexanderplatz und in der Mitte desselben die schöne Alexanderkirche mit mächtiger Kuppel. Hieran schließt sich die „Neue Welt“, ebenfalls eine der schönsten Straßen Warschaus. Biegt man in die Wareckistraße, so gelangt man bald auf den Warecki<sup>1</sup>platz. Hier befindet sich das Hauptpostamt, welches viel Verkehr aufweist, das sich aber nicht im entferntesten mit unseren Postpalästen messen kann. Über einen geräumigen Vorplatz schritt ich nach dem großen, schmucklosen Gebäude. Die Schalter waren besetzt, und ich sehe mich um. Ein Beamter am Schalter winkt mich heran, und ich frage ihn nach seinem Begehr. „Durch welche Thüre sind Sie hereingekommen?“

<sup>1</sup> Das „c“ wird im Polnischen, also auch vor „f“, stets wie „d“, ausgesprochen.



fragte er. „Durch die Türe da“, antwortete ich harmlos. „Nicht möglich“, erwiderte der Beamte, „Sie haben ja noch den Hut auf.“ Verlegen schaue ich mich um und bemerke erst jetzt, daß alle Anwesenden die Kopfbedeckung abgenommen haben. Mit einer Entschuldigung, daß ich Ausländer wäre und die hiesigen Verhältnisse nicht kenne, entfernte ich mich, nachdem ich einige Postkarten gekauft hatte. — Auf der gegenüberliegenden Seite des Warenciplaces zieht sich das ungemein ausgedehnte, aber schmucklose Kindheit=Jesu=Spital hin, welches von dem berühmten Missionar Boudouin in den Jahren 1754 bis 1757 erbaut worden. Das Besitztum ist das größte innerhalb Warschaus und stößt an nicht weniger als sechs Straßen.

Durch die Masovier- und Königsstraße führt der Weg nach dem stolze Warschaus, dem Sächsischen Garten. Hierüber könnte man ein eigenes Kapitel schreiben. Es dürfte kaum eine zweite Großstadt geben, welche in ihrem Mittelpunkte, von allen Seiten gleich aus der Hauptstraße leicht erreichbar, einen so wunderhübschen ausgedehnten Park besitzt. Derselbe ist 28 Morgen groß und enthält Tausende von Bäumen, besonders Kastanien. Sieben Tore führen hinein, und an jedem steht ein Polizist, welcher dem schlechtgekleideten Publikum den Eingang verwehrt. Da der Garten gleichzeitig den Weg zwischen verschiedenen Straßen verkürzt, so kann man's sich denken, daß derselbe sehr belebt ist. Es würde zu weit führen, den geräumigen Park in allen Teilen zu beschreiben. Sowohl was den Baumwuchs, als auch die Blumenanlagen, sowie die Sauberkeit anbetrifft, steht der Sächsische Garten groß da. Es befinden sich darin eine große und mehrere kleine Fontänen, ein Brunnen mit gutem Trinkwasser, aus welchem alte Spitalsleute gegen freiwillige Gaben für ihre Anstalt einen Becher Wasser verabreichen — (ich habe allerdings nicht bemerkt, daß jemand der sehr zahlreichen Trinker etwas gespendet hätte).



Ferner enthält der Sächsische Garten einen Schwanenteich mit hübscher Rotunde im Hintergrunde, ein Sommertheater und ein Mineralwassergärtchen. Gepuzte Damen verkaufen hier Sodawasser mit und ohne Saft, und das Geschäft blüht. Merkwürdigerweise stimmt beim Herausgeben das Geld fast niemals, und es bedarf von seiten des Käufers einer energischen Mahnung, um den Rest zu erlangen. Ein Ausländer, der sich mit dem russischen Gelde nicht so schnell zurechtfinden kann, wird fast überall betrogen. — Durch einen prächtigen Säulengang führt der Weg dann nach dem Sächsischen Plaze, der von Palästen eingefast ist. Ein Obelisk, zum Ärger der Polen (es handelt sich um eine Demonstration gegen den November-Aufstand) im Jahre 1841 von Nikolaus I. errichtet, führt folgende Inschrift in den beiden Landessprachen: Den im Jahre 1830 gefallenen Polen für die ihrem Monarchen bewiesene Treue. Mitten auf dem großen, geräumigen Plaze wird ebenfalls eine Zerkew erbaut. — Die Krakauer Vorstadt, welche jetzt folgt, ist breit und enthält die größten Geschäfte. Dieselbe ist sehr belebt und bietet ein abwechselndes Bild. Feine Equipagen mit hohen Offizieren und reichen Adeligen, gewöhnliche Droschken mit Insassen aus dem Mittelstande, Fuhrwerke vom Lande, zahlreiche Fußgänger aller Klassen, darunter Israeliten und Landvolk in den verschiedensten Trachten, Polizisten und Militär aller Abstufungen, Popen mit langem Barte und großem Brustkreuze, katholische Geistliche in langen Mänteln, Ordensschwestern vom hl. Vinzenz, russische Czernitzen, — das alles vereinigt sich zu einem wechselvollen Bilde.

Ein Gymnasium, welches z. Z. umgebaut wird und das eine russische Kapelle erhält, steht am Beginn der „Neuen Welt“. Hiervor befindet sich das im Jahre 1830 errichtete Kopernikusdenkmal. Der Volksmund hat in bezug auf



das Denkmal und die Zerkow einen drastischen Vers gebildet, der sich aber nicht gut wiedergeben läßt. Die zweitürmige Kreuzkirche, eines der schönsten Gotteshäuser Warschaus, enthält das Chopindenkmal und viele andere geschichtliche Denkwürdigkeiten. An dem entgegengesetzten Ende der Krakauer Vorstadt, beim Beginn der Altstadt, liegt das königliche Schloß und davor die Denksäule Sigismunds III. In den letzten Jahren ist auch dem polnischen Dichterkönig Adam Mickiewicz ein würdiges Denkmal errichtet worden.

Vom Schloßplatz führt ein kurzer Weg, vorbei an der Aktienbadeanstalt, über die große, eiserne Weichselbrücke nach der Vorstadt Praga. Ein ungemein reges Leben herrscht hier am Ufer. Der große Verkehr, besonders am Freitage, als dem Markttage, der angenehme Ausblick auf die Weichsel und die Stadt, die ankommenden und abfahrenden Dampfer, die Fischer- und Ruderbote, die Holztrasten usw. usw. vereinigen sich zu einem fesselnden Bilde. Jedoch gehe ich nicht nach der Brücke, sondern kehre über den Schloßplatz zurück nach der Altstadt, die in vieler Hinsicht interessant ist. Alte, hohe Häuser, ähnlich wie in Danzig, umfassen hier die engen Straßen. Die Läden und Hausflure sind fast alle gewölbt, zum Theile sehr hübsch, und am Alten Markte, dem interessantesten Theile, fesselt an einem Eckhause ein Erker den Blick. Zahlreiche Kirchen, darunter die Kathedrale, befinden sich in diesem Stadttheile, der meistens von Handwerkern bewohnt wird.

Manches ließe sich noch schreiben über die Altstadt und die Neustadt, die Malewki und das Westende, den Lazienki-Stadtteil, die Weichselgegend und Praga, doch ich bin von der Wanderung erschöpft und der geneigte Leser vom Lesen gewiß nicht minder. Ich verabschiede mich also für heute und fühle im Geiste noch die Strapazen, welche das schauerhafte Steinpflaster verursacht. Auf einer Fahrt mit den schnell dahinsausenden Droschken



empfindet man das in sämtlichen Städten Rußlands mehr oder weniger miserable Pflaster, das mitunter große, tiefe Löcher und Wasserpfügen aufweist, doppelt schmerzhaft. Jedoch die Knochen sind ganz geblieben, und das ist die Hauptsache.

## VI. Nach der Sächsischen Kämpfe.

Benennungen wie „Sächsischer Garten“, „Sächsischer Platz“ und „Sächsische Kämpfe“ erinnern an die Zeiten, als die Kurfürsten von Sachsen gleichzeitig Könige von Polen waren. Auf der „Sächsischen Kämpfe“ hatte das sächsische Heer sein Lager aufgeschlagen.

Es war an einem Sonntage, und da galt es, ein Stück Warschauer Volksleben kennen zu lernen. Nach einigen Bemühungen hatte ich eine bekannte Familie aufgefunden, welche einen Ausflug nach der „Sächsischen Kämpfe“ vorschlug. Während der Hausherr nach einigen Freunden ausfuhr, begab ich mich mit der Dame, den Kindern und dem Dienstmädchen nach dem Anlegeplatz der Weichselbote, nach der „Tamka“ benannten Straße.

Auf dreierlei Art kann man nach der Kämpfe gelangen: mit Fuhrwerk über die Vorstadt Praga, mittelst Dampfers von der Alexanderbrücke aus und mit dem Boote. Die letztere Beförderungsart war für uns die nächstgelegene, deshalb wollten wir sie benutzen. Eben fuhr ein Boot ab, und der Fährmann eines zweiten kleineren Rahnes lud das Publikum, welches am Ufer Aufstellung genommen, zum Besteigen ein. Das Publikum zögerte, denn das Boot war klein und ein richtiger Seelenverkäufer. Schließlich dauerte es zu lange bis zur Abfahrt und den steten Einladungen an die Damen und Kavaliere, (damit bezeichnet man in Warschau schon die Schulknaben mußte endlich Folge geleistet werden. Das Boot füllte sich allmählich, und der Fährmann unterhielt uns inzwischen. Er



erzählte, soeben wäre ein junges Mädchen von dem steilen Ufer in die Weichsel hinabgesprungen, ohne daß jemand an Rettung gedacht hätte. Den Vorfall der Polizei zu melden, hielt man auch nicht für nötig, denn, so drückte sich meine Begleiterin aus, die ist froh, wenn man sie in Ruhe läßt, und für 10 Kopeken schweigt sie wie ein Grab. Es schmerzte doch, daß ein Menschenleben im heiligen russischen Reiche so niedrig veranschlagt wird. Die Herren waren noch nicht zu sehen, und so fuhren wir denn zuvor. Ein Ruck, und der Kahn ging los. Die Frauen kreischten auf oder bekreuzigten sich, denn in der That ist eine solche Fahrt unter Umständen lebensgefährlich. Ängstlich schaute meine Begleiterin nach Dampfern aus, deren Ankunft sie befürchtete. Es dauerte auch nicht lange, wir waren fast auf der Mitte des mächtigen Stromes, und ein Dampfer brauste heran. Allgemeine bange Erwartung. Mächtig gingen die Wellen auf und ab und schaukelten unser Boot wie einen Spielball hin und her. Fast schien es, als ob wir verloren wären, jedoch ging die Gefahr vorüber. Der Dampfer entfernte sich, und immer schwächer wurden die Wellen. Ein anderer Dampfer stieß, wie wir beobachten konnten, auf ein noch kleineres, schmales Boot des Ruderklubs, in welchem zwei Herren in der kleidsamen Ruderertracht und zwei Damen saßen. Noch mächtiger ging das winzige Fahrzeug auf den Bogen einher, doch verrieten die Herrschaften äußerlich keine Angst. Erleichtert atmeten wir auf, als unser Gefährt sich dem Ufer näherte, doch galt es zuvor den Fahrpreis zu erlegen, damit niemand ausrücke. Noch einmal machte der Kahn bei dem Herumwanken des Kassierers bedenkliche Schwingungen, dann hatten wir das Ufer erreicht, und mit Eleganz half der Bootsmann den Damen aufs feste Land.

Wir hielten uns hier noch so lange auf, bis der Hausherr nebst seinen beiden Freunden — jungen Russen, welche



in Geschäften angestellt waren — ankamen und nach gegenseitiger Vorstellung die Wanderung angetreten wurde.

„Kämpfen“ nennt man die mit Schilf, niedrigem Weidengestrüpp und grobem Graswuchs bestandenen Flußufer und die hieran sich anschließenden Wiesen. So sieht auch hier bei Warschau die berühmte Sächsische Kämpfe aus, nicht anders als jene Weichselkämpfe, welche ich vor Jahren bei Mewe kennen lernte und wo ich zum erstenmal den Namen hörte. Auf den Kämpfen bei Warschau gibt es eine Reihe Blockhäuser mit Gärtchen, sogenannte Kolonien, wo kleine Bauern wohnen, welche von Viehzucht und Aufnahme der Gäste im Sommer leben. Milch, Bier und einfache Imbisse decken die Bedürfnisse der anspruchslosen Menge. Unsere Karawane, an die sich noch eine Russin angeschlossen, setzte sich in Bewegung. Nichts Außerordentliches gibts auf der Kämpfe. Man möchte das Leben und Treiben mit dem auf den Jahrmärkten vergleichen. In Buden wurden allerhand „Delikatessen“ zweifelhaften Wertes, wie Pfefferkuchen, Bonbons, Obst u. a., feilgeboten. Die Gärten sind höchst einfacher Art. Ein paar Obstbäume und Bänke, ein windschiefer Zaun — das ist der Ort, welcher das anspruchslose Völkchen am Sonntag befriedigt. Wir treten in einen solchen Garten. Ein paar schmutzige Musikanten vom Militär machen eine ohrenzerreißende Musik, und Kinder amüsieren sich dabei. Einige Schritte weiter macht ein Gaukler Kunststücke. Einem breittrempigen Hute gibt er die verschiedensten Formen, wobei er seine Reiseerlebnisse vorträgt. Gewesen ist er in der Türkei, in Italien, Spanien usw., und durch eine geringe Fingerbewegung verleiht er dem Hute die entsprechenden Formen, wie sie dort zu Lande getragen werden. Ich sehe mich um, meine Gefährten sind bereits vorausgeeilt, und es gilt, durch einen schadhafteu Zaun hinweg sie zu erreichen. Bald ist dies geschehen, und wir gelangen über Wiesen-



ländereien nach einem anderen „Etablissement“, das etwas größer ist. Überall sieht man die Bänke besetzt mit fröhlichen Menschen. Mehrere Militärs spielen zum Tanze, und die Jugend dreht sich dabei auf der ebenen Erde im Kreise herum. Unser langsamer, deutscher Walzer wird von den Warschauern natürlich nicht so gemessen und langsam getanzt; dem Volkscharakter entsprechend sind die Bewegungen weniger tief, schneller, feurriger.

Ein paar Schritte seitwärts ist eine Luftschaukel aufgestellt, die ebenfalls zahlreiche Schaukler aufweist. Karussells, Schieß- und Würfelbuden, Vorrichtungen zum Erproben der Kräfte und verschiedene Schnurrpfeifereien unterhalten das großstädtische Völkchen. So ähnlich geht's in allen Gärten der Kämpfe zu. Auch im Freien drehen sich die Paare beim Klange der Harmonika, Familien lagern im Grase, und dazwischen fahren Herrschaften in Equipagen, um sich an dem Leben und Treiben zu ergötzen.

Meine Reisegefährten taten sich unterdessen bei einem Glase Bier gemächlich. Die Polin hatte ihre liebe Not mit einem Häschen, welches sie unterwegs auf der Wiese gefangen und dem sie durchaus nicht die Freiheit schenken wollte. Schließlich ließ sie auf mein Zureden das Tier doch laufen, und die Unterhaltung ging nun ungestörter. Die Russen fingen immer wieder in ihrer Muttersprache an, worauf jedoch nur ein Mitglied unserer Karawane geläufig antworten konnte. Auch ich wurde russisch angesprochen, und es freute mich, daß ich wenigstens etwas verstand, daß also meine Studien nicht ganz vergeblich gewesen.

So verging der Nachmittag in der anregendsten Weise, und als der Abend hereinbrach und das Treiben unter den noch Zurückgebliebenen weniger schöne Formen annahm, begaben wir uns wieder auf einem Seelenverkäufer nach der Sirenen-





stadt, wie der Einheimische sein Warschau nennt. Entgegen blinkten uns die tausenderlei Lichter der Großstadt und spiegelten sich in den Fluten des Weichselstromes. —

## VII. Religionsverhältnisse in Warschau.

Die Russen besaßen zur Zeit meines Aufenthalts in Warschau dort ohne die Kapellen sechs Zerkews, und außerdem waren mehrere im Bau begriffen. Die Anzahl der Orthodoxen, einschließlicb Militärs, mag rund 40000 betragen haben. Das Aussehen der Zerkews ist ungefähr überall dasselbe. In der Mitte eine große Kuppel, ringsum vier kleinere, und dann der byzantinische Stil. Durch Malereien, Vergoldungen und Ornamentik kann wohl mehr Abwechslung in den Bau hineingebracht werden, jedoch kennzeichnet das starre Festhalten an der Bauform vorzüglich den starren, unbeweglichen Koloß der russischen Staatskirche.

Ich besuchte am Sonntag die erzbischöfliche Hauptzerkew der hl. Dreifaltigkeit an der Langen Straße. Dieselbe ist reich ausgestattet, mit Bildern, Wandmalereien, Lämpchen fast überladen. Wie in allen Zerkews trennt eine Bilderwand Altar und Volk, und der Messe haltende Pope bleibt den Augen der Menge zeitweise verborgen. Nach der Wandlung öffnet sich die Bilderwand, und die Handlung am Altare wird der Gemeinde sichtbar. Erhebend wirkt der Gesang in den russischen Kirchen, er erinnert an den gregorianischen Choralgesang, ist nicht schleppend, sondern knapp gemessen und dabei doch feierlich. Es ist zu bewundern, wie die Russen diesen altkirchlichen Choralgesang bis in die Neuzeit haben herüberretten können. Auch bei Begräbnissen soll dieser Gesang, wie mir selbst katholische Geistliche erzählten, sehr feierlich klingen und auch Andersgläubigen gefallen.



Die Dreifaltigkeits-Zerkew war mit Beamten, Militär und deren Angehörigen gefüllt. Vor mir standen mehrere Czernitzen, d. h. orthodoxe Nonnen, welche sich wenig ehrerbietig benahmen. Sie machten die üblichen Zeremonien kaum mit, unterhielten sich und sicherten fortwährend; man schien daran keinen Anstoß zu nehmen. Sonst war die Haltung der Kirchenbesucher eine lobenswerte, hoch und gering folgte aufmerksam dem Gottesdienste, und die Bekreuzigungen und Verbeugungen wollten kein Ende nehmen. Andächtig stimmten sie ein in die vom Popen angestimmte Liturgie, welche nicht in der jetzigen Sprache, sondern altslawisch gesungen wird und für das heutige Geschlecht schwer verständlich ist. — Bänke gibt es in den orthodoxen Kirchen nicht, alle, hoch und gering, müssen stehen. — Inzwischen war der Gottesdienst beendigt, und die Leute entfernten sich allmählich. In der einen Ecke der Zerkew hielt ein Kirchendiener ein vollständiges Lager von Devotionalien feil, und Lichter, Bilder usw. wurden stark begehrt. Ich hatte jetzt Zeit, mich in der Zerkew, welche früher ein katholisches Gotteshaus war, umzusehen, und konnte bemerken, mit welcher Ehrerbietung das Volk sich verabschiedete. So kniete vor der Bilderwand ein Soldat, der den Boden und dann sämtliche Bilder herum küßte. Hierauf stand er auf, trat an die Muttergottes- und Heiligenbilder, vor denen Lämpchen brannten, und küßte jedes derselben. Ähnliches sah ich auch bei verschiedenen andern. Merkwürdigerweise befindet sich auch in dieser wie in vielen anderen Zerkews das Bild der Muttergottes von Czestochau. Beim Vorbeigehen an ihrer Kirche entblößen viele Orthodoxe ihre Häupter und ich habe bemerkt, wie sich auch Soldaten andächtig bekreuzigten.

Während in den oberen Schichten genug Fäulnis, Bestechlichkeit und Raffiniertheit vorhanden ist, ruhen in dem einfachen Volke noch viel Religiosität und Biederkeit. Möge die Zeit



nicht fern sein, wo die Schismatiker (Getrennten) sich der katholischen Kirche unterwerfen, der sie in bezug auf den Glaubensinhalt ziemlich nahe stehen. — —

Die augsburgische (lutherische) Gemeinde umfaßt vielleicht 12000 Seelen und besitzt nur eine Kirche in der Nähe des Sächsischen Gartens. Dieselbe ist in den Jahren 1777 bis 81 aus milden Beiträgen erbaut und besitzt die Gestalt einer Rotunde, etwa wie die Hedwigskirche in Berlin. Das Dach krönt eine Laterne mit rings herumlaufendem Gange. Zu dieser Laterne gelangt man auf 200 Stufen. Oben breitet sich die schönste Ansicht nach der Stadt aus, weil die Kirche wohl auf dem höchsten Punkte der Stadt steht. Im Inneren ziehen sich zwei Galerien rings um die Kirche. Eigentümlich ist folgende Einrichtung: Auf ebener Erde befindet sich der Altar, darüber die Kanzel und ganz oben die Orgel. Der Altar, in unsern Kirchen die Hauptsache, steht hier gleichsam unter der Kanzel und Orgel. Als ich die Kirche in Augenschein nahm, wurde sie gerade zu einer Trauung geschmückt. Der Küster sprach gut Deutsch zu mir, während er mit dem Gärtner polnisch unterhandelte. —

An der „Leszno“ genannten Straße liegt ein hübsches, gotisches Gotteshaus, welches erst im Jahre 1882 beendet wurde. Es ist dies die Kirche der reformierten oder calvinischen Gemeinde, welche in Warschau annähernd so viele Mitglieder zählt als die evangelisch-augsburgische. Der aus Deutschland kommende Protestantismus fand in Polen weniger Anhänger und setzt sich auch heute noch fast ausschließlich aus eingewanderten Deutschen oder deren Nachkommen zusammen. Dagegen fand der aus Frankreich kommende Calvinismus günstigere Aufnahme, und die Geschichte erzählt, daß ein großer Teil des polnischen Adels reformiert wurde. Einzelne Familien sind es noch heute.

Im Innern ist die Kirche, wie die Vorschrift dieser Religionsgemeinschaft es verlangt, leer und öde. Es war



gerade polnische Predigt. Die Orgel befindet sich ebenfalls über der Kanzel. Der Gottesdienst war nur schwach besucht. An der Türe hing eine Predigtordnung, woraus ersichtlich war, daß die Predigten hier in deutscher, polnischer und französischer Sprache stattfinden.

### VIII. Sprachliches aus Polen.

Der des Polnischen und Russischen nicht mächtige Fremde wird sich fragen, inwieweit er mit der deutschen Sprache auskommt und da dürfte es angebracht sein, auch über diesen Gegenstand einiges zu schreiben.

In ganz Polen ist die russische Sprache die amtliche. Die Berrussung wurde (besonders in den letzten Jahrzehnten) nach dem Muster eines Nachbarreiches mit großer Rücksichtslosigkeit durchgeführt. Beim Militär, in Schule und Amt ist die polnische Sprache so gut wie verpönt. Stockmoskowiter wurden aus dem Innern des Reiches verschrieben und auf alle mögliche Weise vorgezogen. Der Verwaltungsapparat leidet natürlich unter dieser Maßregel, weil die verschriebenen Beamten die Sprache und Anschauungsweise der Bewohnerschaft nicht kennen, von den Verhältnissen keine Ahnung haben. Es gibt darunter allerdings auch ehrenwerte Leute, welche nach längerem Aufenthalte die Vorurteile fallen lassen und mit der Bevölkerung sympathisiren. Im allgemeinen aber kommt der Abschraum der Moskowiter nach Polen, und diesen Leuten ist es vielfach nur darum zu tun, Orden und Geld zu verdienen.

Selbst die Eisenbahnen, die zum Teil Privateigentum sind, konnten sich der Russifizierung nicht entziehen. Die katholischen Beamten wurden größtenteils entlassen und durch orthodoxe ersetzt. Natürlich sind die letzteren nicht besser, wohl aber vielfach schlechter. Die Inschriften auf den Bahnhöfen, die Bekanntmachungen usw., die früher in beiden Sprachen vor-



handen waren, dürfen nur noch russisch abgefaßt sein. Für die Ausländer ist dies unangenehm, da beispielsweise die mit polnischen Lettern verzeichneten Stationen ihm leserlich, die mit russischem Alphabete dagegen unleserlich sind. Selbst die geschäftlichen Reklamen in den Eisenbahnwagen dürfen russisch, französisch, englisch, deutsch, beileibe nicht — polnisch abgefaßt sein. Und dabei hört man in den Eisenbahnwagen kaum eine andere Sprache als Polnisch. Die kaufmännischen Häuser-schilder, die Speisekarten und andere private Schriftstücke können polnisch, sie müssen aber auf jeden Fall auch in russischer Sprache verfaßt sein. Es ist vorgekommen, daß russische hohe Beamte in Warschau mit ihrem Fuhrwerke vor manchen Häusern anhielten und die Bewohner aufmerksam machten, daß das russische Schild nicht ganz orthographisch richtig wäre. Wie lächerlich!

Die innere und äußere Not, in der sich Rußland jetzt befindet, hat in neuester Zeit allerdings vielfach Erleichterungen zugestehen müssen. Trotz aller Begünstigung ist das Russentum nur ein äußerer Firnis, der bei der ersten besten Gelegenheit abgewaschen werden kann. Die Erfolge der Russifizierung bei den Polen sind gleich Null, und das rührt daher, weil erstens der Prozentsatz der Russen ein zu geringfügiger ist, und dann vor allem ist es die höhere Volksbildung und Intelligenz der Polen. Aus der Zugehörigkeit zum Katholizismus schöpft die polnische Bevölkerung ihre unver-siegbare Lebenskraft.

Seitdem mit solcher Hartnäckigkeit auf dem Erlernen des Russischen bestanden wird, ist natürlich in Polen diese Sprache die notwendigere, und die Kenntnis des Deutschen ist jetzt weniger allgemein. In Kaffeehäusern, Restaurants, Hotels versuchte ich, mich deutsch zu verständigen. Viele Kellner verstehen, was man sagt, andere können auch mit Mühe und Not



antworten, gehen aber sofort ins Polnische über, wenn sie merken, daß diese Sprache verstanden wird. Es gibt auch solche Angestellte, besonders in ersten Häusern, die im Auslande gewesen, die mehrere Sprachen geläufig sprechen. Die Kaufleute, welche vielfach mit dem Auslande in Verbindung stehen, besonders die jüdischen, sprechen mehr oder weniger gut Deutsch. Im Lodzer Fabrikbezirk ist die deutsche Sprache fast die herrschende, im Grenzfabrikbezirk und vereinzelt ländlichen Kolonien ebenfalls gebräuchlich. Im allgemeinen jedoch ist die Kenntnis des Deutschen in Polen nicht so weit verbreitet, wie man vielfach annimmt, und großer Sympathien scheint sich das Deutschtum hier auch nicht zu erfreuen. Zum großen Teil rührt dies von der preußischen Antipolenpolitik her. Der Russe nährt diese Abneigung, weil er dem Polen gegenüber sich als Stammesbruder, als Slave, aufspielt und ihn gegen das Deutschtum beeinflusst, damit der Pole desto eher seine eigene Knechtschaft vergißt.

Die hier wohnhaften Deutschen haben ihre Lokale, in denen deutsche Bedienung ist und verschiedene deutsche Zeitungen ausliegen. So erfuhr ich in einem feinen Restaurant in der Nähe des Schweizertales von drei neben mir sitzenden Herren, die sich deutsch unterhielten, daß das Dreher'sche Bierlokal in der Trembackastrasse hauptsächlich von Deutschen besucht werde, was ich auch bestätigt fand. Auch in mehreren anderen Lokalen kann man Landsleute finden. Im allgemeinen ist in Polen katholisch und Polnisch, Deutsch und Protestantisch, Orthodox oder Russisch gleichbedeutend. Ganz zutreffend ist diese Bezeichnung aber doch nicht, denn wie ich leider erst später, nach meiner Abfahrt, erfuhr, gibt es auch in Warschau deutsche Katholiken, für die Gottesdienst in der Pauliner-Kirche abgehalten wird. In der lutherischen und reformierten Kirche ist längst polnischer Gottesdienst eingeführt, und die Nachkommen



vieler eingewanderter, protestantischer Deutschen fühlen sich durchaus als Polen und erhalten in der Taufe mitunter Namen katholischer polnischer Heiligen, wie: Stanislaus, Wladislaus, Kasimir usw.

Von den Juden war bereits früher gesagt, daß die unteren Schichten, das so sehr zahlreiche jüdische Proletariat, das ganz vom Sozialismus durchtränkt ist, unter sich ein aus Deutsch und Hebräisch zusammengesetztes Kauderwelsch sprechen, das im Innern des Landes schwer verständlich ist. Die „zivilisierten“ Juden sprechen Polnisch und rechnen sich teilweise zu den Polen. Sprache und Namen der Juden in Polen weisen darauf hin, daß ihre Vorfahren aus Deutschland stammen. Während der Judenverfolgungen, welche besonders am Anfange des Mittelalters am Rhein und Main auftraten, öffnete König Kasimir der Große auf das Zuraten seiner „Freundin“ Esther die Pforten Polens und nahm die Vertriebenen gastlich auf. In dem Kauderwelsch der polnischen Juden läßt sich der fränkische Dialekt noch erkennen. Im allgemeinen ist den Polen diese Gastfreundschaft ziemlich teuer zu stehen gekommen, und die polnischen Zeitungen im Posen'schen werfen z. B. den Israeliten, welche stets mit den Stärkeren zu gehen pflegen, vor, daß sie immer bei Wahlen und anderen Gelegenheiten mit den Deutschen zusammengehen, obgleich die Polen einen Anspruch auf Dankbarkeit hätten. In Russisch-Polen wird den Juden die Vorliebe für das Russentum verübelt. Wahrscheinlich hält auch die nüchterne, berechnende, reale Charakterveranlagung der Juden diese von Sympathien für die eingeseffene polnische Bevölkerung ab, die ihnen zu impulsiv, ideal und schwärmerisch veranlagt erscheint.

Die französische Sprache ist bei gebildeten Polen wie Russen äußerst beliebt und wird in diesen Kreisen meist fließend gesprochen.



## IX. Unterrichtswesen, Literatur, Zeitungswesen, Theater, Gemäldefammlungen, Industrie und Handwerk in Warschau.

Das Schulwesen steht in ganz Rußland durchgehends auf niedriger Stufe. Es gibt Gouvernements, in denen 88 Prozent der Bevölkerung weder lesen noch schreiben können. Durchschnittlich bestehen drei Viertel der Gesamtbevölkerung Rußlands aus Analphabeten. Polen schneidet hierbei wesentlich besser ab. Seitdem die Begründung von Privatschulen gestattet ist, hat der polnische Schulverein nicht weniger als 416 Schulen ins Leben gerufen.

Bis zur Zeit der Gewährung einer teilweisen Unterrichtsfreiheit lagen in Warschau die Schulverhältnisse folgendermaßen: Es bestanden hier eine Universität und ein Polytechnikum, ferner je ein Institut für Tierärzte, für Taubstumme und Blinde, das Alexander-Marianische Institut, acht Gymnasien für Knaben, vier für Mädchen, eine Realschule, zwei Handelsschulen, ein Priesterseminar, mehrere Anstalten zur Erlernung des Handwerks, ferner eine größere Anzahl christlicher und jüdischer Volksschulen. Im Jahre 1899 zählte man in Warschau insgesamt 682 höhere und niedere Lehranstalten mit zusammen 42 515 Besuchern, wovon 31 421 männlichen und 11 094 weiblichen Geschlechts waren. Das ist verhältnismäßig wenig, besonders da viele Schüler aus der Provinz stammen. Die freiheitliche Gesetzgebung der letzten Jahre hat, wie gesagt, in vielem Wandel geschaffen.

Ein gewaltiger Hemmschuh für die Entwicklung der Literatur in Polen und Rußland ist die staatliche Zensurbehörde. Es darf kein Wort gedruckt werden, das nicht vorher von der Zensur geprüft und gutgeheißen wäre. Da das Urteil ganz von der Bildung, Auffassung oder Laune des betreffenden Beamten abhängt, so werden mitunter die unschuldigsten Sachen gestrichen. Geisteserzeugnisse, die irgendwie national-polnische Empfindungen verraten, selbst wenn ihre Verfasser die



als Klassiker berühmten Dichter Mickiewicz und Slowacki sind, dürfen nicht aufgelegt werden. Unter großen Schwierigkeiten werden bisweilen verbotene Bücher aus Krakau, besonders solche, welche die russische Regierung geißeln, über die Grenze geschmuggelt und dann ängstlich verborgen gehalten. Steht doch für diese Art von „Verbrechen“ die Zitadelle oder Sibirien in Aussicht. Die Tagespresse darf über eine ganze Reihe brennender Fragen nicht schreiben und bei Leibe auch nicht Kritik an irgend welchen Maßnahmen der Regierung üben. Gestattet ist es aber, auf das Ausland zu schimpfen, und so die Gedanken der Leser von der Fäulnis im eigenen Lande abzulenken.

Trotzdem ist Warschau in vieler Beziehung der geistige Brennpunkt nicht nur für Russisch-Polen, sondern auch für die polnischen Gegenden Preußens und Österreichs. Die Literatur befaßt sich mit Zweigen, die erlaubt sind, und auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Musik, der Belletristik, der Technik wird teilweise Hervorragendes geleistet.

Wohl nach Hunderten zählen jährlich die Erzeugnisse der Literatur, von denen allerdings ein großer Teil Übersetzungen aus dem Deutschen, Französischen, Englischen und Italienischen sind. Man sehe einmal die Verlagserzeugnisse der Verlagsfirma Gebethner & Wolff durch und man wird erstaunt sein über die Reichhaltigkeit des Kataloges. Selbstverständlich werden auch die aus dem Auslande eingeführten Bücher und Zeitungen erst der Zensur übergeben. Was darin nicht passend erscheint, wird mit einer dicken Schwärze so unleserlich gemacht, daß trotz der größten Anstrengung kein Wort zu entziffern ist. So findet man in öffentlichen Lokalen ausländische Zeitungen, in welchen ganze Spalten unleserlich gemacht worden sind.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> In neuester Zeit ist die dem Drucke vorhergehende Zensur ganz aufgehoben worden. Die Presse hat dadurch einen ungeahnten Aufschwung genommen. Allerdings macht sich auch die verderbliche Literatur die Erleichterungen zu Nutzen zum Schaden des vielfach urteilslosen Volkes.



In der Provinz gibt es nur wenige Druckereien und Zeitungen, es konzentriert sich eben alles in Warschau. Hier erschienen zur Zeit nicht weniger als sechszig Zeitungen und Zeitschriften, davon zwei Tagesblätter in hebräischer, zwei in russischer Sprache und die übrigen in polnischer Sprache. Am verbreitetsten ist der täglich zweimal erscheinende „Kuryer Warszawski“, welcher wohl mehrere Zehntausend Abonnenten zählt. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich in Warschau 2,25 Rubel. Ein eigenes Feuilleton, meistens von einheimischen Schriftstellern ersten Ranges, Korrespondenzen aus verschiedenen Großstädten Europas und ein ziemlich umfangreicher Depeschendienst, zeichnen den Kuryer aus. Außer dem Warszawski, welcher den Titel „Kuryer“ populär gemacht, erscheinen in der Hauptstadt Polens noch der Kuryer Codzienny (Tageskurier), der Poranny (Morgen-) Swionteczny (Feiertags-) und Rolniczy (Landwirtschaftliche) Kuryer. Von andern polnischen Zeitungen sind erwähnenswert: Die Handelszeitung, die Handwerkerzeitung, der Ucker (antisemitisch), das Wort (konservativ). Von wissenschaftlichen Zeitschriften nennen wir das Athenäum und die Warschauer Bibliothek. Die bekanntesten illustrierten Journale sind der Tygodnik ilustrowany (Illustriertes Wochenblatt) und die Biesiada literacka (Literarische Unterhaltung). Die Illustrationen sowie der Text dieser Zeitschriften können sich sehr wohl mit denen anderer Länder messen. Auch die Tagespresse ist im allgemeinen auf der Höhe der Zeit. Nur findet man selbst in den angesehensten Blättern zu viel Klatsch und Tratsch, zum Teil eine Folge der Zensur, welche brennende Tagesfragen nicht behandeln ließ.

Wie in andern Sachen, so stehen auch in bezug auf die Heiratsannoncen die Warschauer „auf der Höhe der Zeit“. Im Kuryer Warszawski findet man sie unter der Rubrik „Privatmeldungen“ zahlreich. Der Stil derselben ist aber



wesentlich poetischer als bei uns. Nachstehendes Gesuch aus einer Nummer mag anbei in deutscher Übersetzung einen Platz finden:

„Ein Junggeselle, katholisch, Privatbeamter, mit weniger als Mittelbildung, 26 Jahre alt, blond, von mittlerem Wuchse, wie man sagt wohlgestaltet und mehr als nicht häßlich, gottesfürchtig und sehr sparsam, friedliebend, 600 Rubel Spargroschen besitzend, sucht, zurückgekehrt vom Militär, wegen Mangel an Bekanntschaft, ein Fräulein zur Frau, die da ist 16—22 Jahre alt, hübsch, angenehm, geschäftig, von mildem Charakter und als Hauptbedingung tugendhaft und sittsam, geizig, elegant, fachmännisch gebildet und ein Geschäft besitzend oder es besitzen könnend, um sich auf diese Weise bei gemeinsamer Arbeit auf die alten Jahre eine Existenz zu sichern. Den Vorzug haben hübsche Blondinen und Brünetten mit blauen Augen und dunklen Augenbrauen. Die Angelegenheit behandle ich ernsthaft, Verschwiegenheit versichere mit dem Worte eines ehrlichen Mannes. Junge Damen, welche sich nicht um Titel und bequemes Unterkommen bewerben, sondern einen ehrlichen Mann verlangen, wollen ihre aufrichtigen Offerten niederlegen Warschau, postlagernd für Stefan Borzeski, unter Vorzeigung der Quittung Nr. 28574 vom Kuryer.“ — —

An Theatern ist in Warschau kein Mangel. Trotzdem ging noch neulich die Nachricht durch die Presse, daß ein neues Arbeitertheater geplant werde, welches nur an Sonnabenden, sowie Sonn- und Feiertagen Vorstellungen veranstalten sollte. Eine Unterstützung des Unternehmens von seitens der Industriellen sei sicher. Abgesehen davon, daß das Theater öfters eher alles andere, als eine Veredelungs- und Bildungsstätte ist, würde wohl auch das neue Unternehmen sich kaum von dem „modernen“ Zeitgeist freihalten können. Es gibt jetzt ohnehin in Warschau sechs größere und vier kleinere Theater. Das



bedeutendste ist das Große Theater, der ganzen Einrichtung nach den Bühnen anderer Großstädte ebenbürtig. Merkwürdigerweise unterstützt die Regierung dieses wie auch mehrere andere Theater durch bedeutende Geldmittel und es ist komisch zu beobachten, wie dieselbe Regierung, welche überall das Polnische verfolgt, den polnischen Bühnen unter die Arme greift. Nicht minder eigentümlich beruhet der Umstand, daß die polnischen Theatervorstellungen hohe russische Beamte und Offiziere, in deren Umgebung sonst nicht polnisch gesprochen werden darf, zu besuchen pflegen. Zeitweise kommen auch aus Petersburg und Moskau russische Gesellschaften, die meistens keinen großen Erfolg aufzuweisen haben.

Während meines Aufenthalts in Warschau im Juli war das Große Theater geschlossen, ich mußte mich also mit dem Besuche kleinerer begnügen. In einem wurde das nichtsagende Stück *Madame Sans Gêne*, allerdings bei guter Besetzung und in schönen Kostümen aufgeführt. In dem „Theater der Neuheiten“ gab man ein Volksbild in 5 Akten mit Prolog und Einlagen „Die Geheimnisse von Warschau“. Der Titel besagt schon, daß das Drama, welches keinen besonders tiefen Gehalt aufwies, Sensation machen will. Ein großer Teil der Besucher waren Juden, obgleich ein jüdischer Wucherer arg mitgenommen wurde. In dem Variété-Theater wiederum erfreute sich das Publikum allabendlich an der französischen Farce, „*Tata-Toto*“. Die Warschauer Theater sind also nichts besser und nichts schlechter als die anderer Großstädte. Die Eintrittspreise schwanken zwischen 10 Rubel (für die Loge mit vier Sizen) und 20 Kopfen. Für die bessern Plätze muß außerdem ein Zuschlag von 5—40 Kopfen für die Armen entrichtet werden, welcher Preis gleich beim Kaufen der Billete mitbezahlt wird.

Außer den bereits früher erwähnten Gemäldesammlungen im Lazienki-Schloß und der Arnywult'schen im Euro-



päischen Hotel, befindet sich noch eine dritte Gemälde-Gallerie, die der Freunde der schönen Künste, in dem Potocki'schen Palais auf der Krakauer Vorstadt. Die ausgestellten Bilder wechseln zum großen Teile. Unter den ständigen verdienen Erwähnung einige von Brandt, Grotzger und Gerson. Im ganzen besaß der Verein vor nicht langer Zeit als Eigentum: 82 Ölgemälde, 1 Aquarelle, 11 Schnitzarbeiten, Lithographien, Chromolithographien, Öldrucke, 312 Zeichnungen, 173 Photographien, sowie eine größere Anzahl Bücher, Zeitschriften, Broschüren usw. Die Sammlungen der seit etwa 30 Jahren bestehenden Gesellschaft sind also nicht besonders reichhaltig.

Sehr stiefmütterlich ist Warschau in bezug auf Museen bedacht. Es gibt nämlich dort nur ein bedeutendes derartiges öffentliches Institut, das „Industrie- und Handelsmuseum“ und auch dieses ist erst neueren Ursprungs. In den geräumigen Sälen findet man Funde und Erzeugnisse aus dem engern Vaterlande ausgestellt. Besonders sind die Lodzer Fabriken zahlreich vertreten. Auch Modelle, Zeichnungen und Arbeiten der gewerblichen Sonntagschüler werden gezeigt. Außerdem seien kurz erwähnt das Museum der schönen Künste und das Altertums-Museum.

Die Industrie in Russisch-Polen hat sich in den letzten Jahrzehnten mächtig entwickelt. Sie umfaßt so ziemlich alle Gebiete. In Warschau gibt es außer Dampf- und Sägemühlen auch chemische Fabriken, Asphaltfabriken. Die Maschinenbau-, die Tabaks- und Leder-Industrie, die Metallbereitung und Zuckersfabrikation werden in großem Maßstabe betrieben. Nach einer amtlichen Zusammenstellung betrug die Zahl der Fabriken in Warschau vor einem Jahrzehnt zusammen 306, in welchem 22129 Arbeiter beschäftigt wurden. Der Wert der Gesamtproduktion erreichte die Summe von 36670000 Rubel. Im nächsten Jahre hatte sich der Wert der in den Fabriken pro-



duzierten Waren um 7351000 Rubel erhöht und vor Ausbruch des russisch-japanischen Krieges war er noch viel bedeutender. Während meines Warschauer Aufenthaltes fand dort gerade eine Metallwaren-Ausstellung statt. Das aus einem Zirkus hergerichtete geräumige Ausstellungsgebäude war mit den verschiedensten Erzeugnissen der Metallwarenbranche in geschmackvollem Arrangement angefüllt. Die Motoren und Maschinen verursachten ein Tosen und Schnurren, das an die Fabrik erinnerte. Man fand hier sämtliche Artikel von den kleinsten zur Hauswirtschaft gebrauchten Gegenständen bis zu den größten Maschinen für Mühlen- und Fabrikeinrichtungen. Der umfangreiche Katalog umfaßte die Namen von mehreren hundert Ausstellern, darunter auch Deutsche (besonders aus Schlesien und Sachsen), Franzosen und Engländer.

Unter den Handwerken in Warschau blüht vor allem das Schuhgewerbe. Die Warschauer Schuhwaren sind ihrer Eleganz und Haltbarkeit wegen weit und breit berühmt. Die Schuhmacher stehen in bezug auf Jahresproduktion mit mehr als 10 Millionen Rubel an erster Stelle. Ihnen reihen sich mit einer Jahresproduktion von mehr als 8 bezw. 7 Millionen Rubel die Fleischer und Bäcker an. In bedeutend weiterem Abstände folgen die Maurer und Schneider mit zirka  $3\frac{1}{2}$  bezw. 3 Millionen Rubel, die Köche und Restaurateure mit beinahe 3 Millionen, die Zimmerleute mit zirka 2 Millionen, die Näherinnen mit  $1\frac{3}{4}$  Millionen usw. In weiter absteigender Linie folgen die Jahresverdienste der übrigen Handwerker, zu denen auch die Lithographen (mit 152000 Rubel) und die Barbieri (mit 140000 Rubel) gezählt werden. Den geringsten Jahresumsatz hatten die Scheerenschleifer (15800 Rubel).

---



## X. Von Warschau nach Lodz.

Die schönen Tage von Warschau gingen zur Neige; es mußte an die Weiterreise gedacht werden, wenn nicht die Reisezeit überschritten werden sollte. Ich ließ die Paßgeschichte erledigen, packte meine sieben Sachen ein und verlangte die Rechnung. Nun, die war zum Glück nicht allzu hoch und so konnte ich dieselbe noch zwingen. Den verschiedenen dienstbaren Geistern mußte natürlich ein Trinkgeld verabreicht werden und alle schienen zufrieden zu sein mit Ausnahme des Stiefelwischers, der da naiv um noch eine Kleinigkeit bat. „Wir müssen ja davon leben,“ sagte er treuherzig. Die Droschke war vorgefahren, die obligaten Verbeugungen gemacht und — schnell ging's nach dem Wiener Bahnhofe. Durch die Königsstraße und die Schnurgerade, elegante Marschallstraße erreichte das Gefährt bald den Wiener Bahnhof, den lebhaftesten der drei Warschauer Bahnhöfe. In beträchtlicher Länge ziehen sich die durch zwei Türme gekrönten Baulichkeiten, welche im Jahre 1844 von dem in Warschau wohlbekannten Architekten Heinrich Marconi beendet worden, längs der Jerusalemer Allee hin, während die Seitenfront an die Marschallstraße stößt. Die ganze Bahnhofsanlage macht einen angenehmen Eindruck, da der einfache Stil Geschmack verrät und die Umgebung hübsche Anlagen aufweist.

Doch, was gibt's da? Decken liegen ausgebreitet und eine neugierige Volksmenge steckt die Köpfe zusammen. Auf dem Perron wiederholt sich dasselbe Schauspiel. Eine dichtgedrängte Menschenmenge hindert die freie Bewegung. „Was ist denn da los?“ „Ein preußischer General reißt ab.“ „Was, ein preußischer General, wie kommt denn der hier hierher?“ „Demselben ist eine besondere Mission an den Generalgouverneur übertragen worden.“



Der General stieg gerade in den Bromberger Zug. Seine propere, hierzulande ungewohnte Uniform, die straffe, militärische Haltung, die forsche Erscheinung waren etwas Neues für das polnische Publikum. Mit Interesse wird der deutsche General angestaunt, ebenso der auf dem Bahnsteige in militärischer Haltung stehende Grenadier. Die russischen Offiziere verabschieden sich unter wiederholten Verbeugungen von dem Generale, bis der Zug sich in Bewegung setzt. Der riesenlange Grenadier blieb zurück und rüstet sich zum Fortgehen. Ich trete an ihn heran und frage ihn, wie es kommt, daß er nicht mitreise. Ich erhalte zur Antwort, daß seine Eltern in Warschau wohnen und er noch vierzehn Tage Urlaub erhalten habe. Nicht lange darauf setzte sich auch der Wiener Zug in Bewegung. Die Bahn war gut gefüllt, aus nähern und entferntern Orten befanden sich im Wagen Passagiere, welche in der Hauptstadt und Zentrale des „Königsreichs“, wie Kongreß-Polen im Gegensatz zur Provinz Posen und zu Galizien noch heute genannt wird, geschäfts-, besuchs- oder vergnügungshalber geweiht. Bekanntschaften wurden vorläufig nicht angeknüpft und so vertrieb ich mir die Zeit mit dem Beschauen der Umgegend und dem Lesen Warschauer Zeitungen, von denen ich ein ganzes Bündel mitgenommen hatte. Diese Vorsicht war übrigens unnütz, denn auf fast allen Stationen wurden die verschiedenen Gattungen von „Kurners“, sowie Witzblätter feilgeboten. Auch an körperlichen Erfrischungen fehlte es nicht. Des öfteren erschienen jüdische Händler oder Händlerinnen mit Obst, Weintrauben, Gebäck, Selter, Limonade, suchten und fanden auch Absatz.

Die Gegend hinter Warschau ist eben, anscheinend fruchtbar und wohl angebaut. Die ländlichen Baulichkeiten machen insolgedessen den Eindruck größerer Wohlhabenheit. Hin und wieder bringt ein größeres Städtchen, der Park eines Gutes



eine angenehme Abwechslung in die Landschaft. Von bedeutendern Stationen seien hier erwähnt: Grodziski, Ruda Guzowska und Skierniewice. Der letztere als Ort der Kaiserzusammenkunft denkwürdige Platz weist einen prachtvollen Park auf, welcher dicht an die Bahn stoßt. Lodz liegt nicht an der Warschau - Wiener Bahn, sondern steht mit dieser in Verbindung durch eine Zweigbahn. Die Station, bei welcher die Lodzer Bahn in die Hauptstrecke mündet, heißt Koluszki. Nach dreistündiger Fahrt näherte sich der Zug der erwähnten Station. Ein semmelblonder Herr fragte mich, wohl um eine Unterhaltung anzuknüpfen, wie die Station heiße. Ich erwiderte, daß ich's nicht wisse und schlecht russisch lesen könne, er möge sich selbst überzeugen. Der Fragesteller erkannte hieraus, daß ich Ausländer sei und es entspann sich ein lebhaftes Gespräch über Verhältnisse, Geschäfte usw. Der vielleicht dreißig Jahre alte Herr besaß in Warschau sein Hauptgeschäft (Branche: Handschuhe, Leder- und Galanteriewaren), in Odessa und Lodz Filialen. Die letztere reiste er eben hin inspizieren.

Da der Kaufmann durchaus kein slavisches Aussehen hatte und auch einen deutschen Namen trug, so frug ich ihn, ob seine Vorfahren etwa Deutsche gewesen. Hierbei gestand er mir, daß sein Vater ein — Bayer sei, der als junger Handschuhmacher nach Warschau gekommen, mit einer Polin sich verheiratet habe und so gut polnisch spricht, daß niemand in ihm den Deutschen erkenne. Mein neuer Bekannter hatte durch Umwandlung des Sch. in Sz. seinen Namen für die polnische Aussprache mundgerecht gemacht und auch sonst fühlte er sich als echter Pole und sprach kein Wort deutsch, behauptete jedoch, das Meiste zu verstehen. Wenn man so viel über Germanisation spricht und klagt, so muß man doch auch an das Gegenteil denken, an das Polonisieren, welches in Polen, Galizien und auch einigen preußischen Landesteilen sehr schnell



vor sich geht. Der Hauptgrund hierzu dürfte die anderssprachige Umgebung sein und man wird schwerlich gegen eine Veränderung in dieser Hinsicht etwas Wirksames einwenden können, wenn der Betreffende ohne Zwang, freiwillig, handelt. Jedenfalls bleibt es bedauerlich, daß gerade der Deutsche so schnell seine Nationalität aufgibt, daß er seinen Nachkommen nicht einmal die Kenntnis seiner Sprache übermittelt, in ihnen kein Interesse für seine alte Heimat erweckt. Der erwähnte Warschauer Herr kannte nicht einmal den Namen von seines Vaters Heimatstadt.

In Koluźki also hatte ich bereits einen Bekannten, der mir manchen wertvollen Fingerzeig gab. Hier hört man schon viel Deutsch, meistens mit schlesischer Betonung sprechen. Beim Einsteigen bemerkte man, daß die Wagen alle besetzt waren, größtenteils mit israelitischem Proletariate. Für einen Fremden ist diese Gesellschaft keineswegs angenehm — der Einheimische ist ganz daran gewöhnt. Nach einstündiger Fahrt erreichten wir das heutige Reiseziel, — die Fabrikstadt Łodz.

---

## XI. Ankunft in Łodz.

Es war dunkel geworden, als der Zug in Łodz einlief. Ich besaß ein Empfehlungsschreiben an einen deutschen Restaurateur, daher bat ich meinen Begleiter, mich dorthin zu führen. Nach einigem Hin- und Herfragen trafen wir endlich dorthin und verlangten ein Glas Bier. Der Wirt nebst seinen Töchtern besorgten den Ausschank selbst. Die anwesenden Gäste unterhielten sich in deutscher Sprache.

Ich hielt es für ratsam, den Brief noch nicht abzugeben, da bereits die vorgerrückte Abendstunde angebrochen und eine zu erwartende Einladung zum Nachtbleiben Umstände verursacht haben würde. Wir zahlten also und verließen das Lokal. Auf-



gefallen war uns allerdings, daß man mich mit mißtrauischen Blicken gemustert hatte. Zuerst besuchten wir das Filialgeschäft des Warschauer Kaufmannes. Es waren dort vertreten sämtliche Galanterieartikel. Ich kaufte ein Haarbürstchen, wie man es bei uns für 50 Pfennig überall bekommt. Hier kostete es 50 Kopeken (etwa 1,15) und war dabei noch schadhast. Einen so geringen Wert hat hierzulande das Geld. Man braucht nur den Rubel anzubrechen und im Handumdrehen ist er fort. Man kommt bei uns mit einer Mark ebenso weit, wie in Rußland mit einem Rubel.

Nachdem der Kaufmann das Geschäftliche mit dem Personal erledigt hatte, begleitete er mich nach dem Hotel polski. Unterwegs unterhielten wir uns über geschäftliche Angelegenheiten. Die Ladenmiete in Lodz ist sehr teuer. Soviel ich mich erinnere, zahlte mein Bekannter für den Laden nebst kleiner Wohnung zwölfhundert Rubel jährlich Miete. Die Geschäfte gehen nicht schlecht, der Reinverdienst an den Waren beträgt 25—33 $\frac{1}{3}$  Prozent oder mehr.

Wir bestellten im Hotel ein Zimmer und begaben uns gleich darauf nach dem Sellin'schen Gartenetablissement, wo eine polnische Theatertruppe Vorstellung gab. Das von einer Seite offene, sehr einfach erbaute Sommertheater wies wenig Zuschauer auf. Gespielt wurde geradezu jämmerlich. Die Bewegungen der „Künstler“ erschienen ungeschickt und schülerhaft; ihre Sprache war im Hintergrunde nicht verständlich. Trotzdem hörte das Publikum mit der größten Aufmerksamkeit zu. Der Abstand zwischen dieser und einer tags vorher in Warschau gesehenen Vorstellung sprang auch dem Laien sofort in die Augen. Dabei war noch Reklame gemacht worden für eine Schauspielerin namens Zimajer. Das Publikum dachte natürlich, die in Warschau, Posen und auch in Berlin bekannte Schauspielerin Adolfine Zimajer würde auftreten. Es war aber die Tochter der



renommierten Künstlerin, die der Mutter in keiner Weise das Wasser reicht.

Im Restaurationslofale konzertierte eine Kapelle Wiener Bänkelsänger, die jedoch auch vor halbleerem Hause spielte. Es gibt für Theaterleute, Sänger und sonstiges fahrendes Volk eben auch in Rußland zerbrochene Töpfe.

Das Hotel polski ist ein der Neuzeit entsprechend eingerichtetes, nicht zu teures Gasthaus. Die Verpflegung läßt nichts zu wünschen übrig, wie überhaupt die polnische Küche recht gut ist. Mein neuer Bekannter hatte mich noch begleitet. Wir speisten etwas zu Abend und unterhielten uns in anregender Weise über die Verhältnisse. Meine Bemerkung, daß er ein germanisches Aussehen hätte, schien dem Herrn doch nicht zu gefallen. Spaß verursacht es, wenn man in öffentlichen Lokalen den Gästen unbekannt ist, und deren Unterhaltung über zufällig bekannte Personen, Dinge und Städte mit anhören kann. So ging's mir auch hier in der Gaststube. Die Büffetdame unterhielt sich mit einem Gaste über das „Ausland“ d. h. über Deutschland. Es wurde lebhaft über Berlin und die Berliner Klage geführt, welche unhöflich seien und den Fremden das Fell über die Ohren zögen. Im Gegensaße hierzu wurde Breslau als billige Stadt und die Breslauer als höfliche Leute bezeichnet.

Es war schon spät geworden, als ich mich von dem neuen Bekannten verabschiedete und die Ruhe aufsuchte in Polen und Rußlands größter Fabrikstadt Lodz.



## XII. Rundgang durch Lodz.

Am andern Morgen begab ich mich frühzeitig auf den Weg, um die große Fabrikstadt, das polnische Manchester, in Augenschein zu nehmen. Zuerst wandte ich mich an den mir empfohlenen Restaurateur. Derselbe nahm mein Schreiben in Empfang, öffnete es in augenscheinlicher Erwartung: „Du, ein Brief aus Allenstein von St's“ rief er seiner Ehehälfte entgegen und nun nahm die Unterhaltung natürlich einen andern Ton an. Man führte mich in's Privatzimmer, fragte über dieses und jenes und lud mich zu Mittag ein. Der Restaurateur erzählte mir, er hätte mich tags zuvor für einen Geheimpolizisten gehalten, deren es in der Stadt genug gäbe und die besonders nach den Restaurationen ihre Tätigkeit verlegten. Für meine Rundgänge hatte ich natürlich nun einen kundigen Führer. Es traf sich gerade, daß in der Kreuzkirche<sup>1</sup>, die deutschen Knaben zur ersten hl. Kommunion angenommen wurden. Um eine Überfüllung des Gotteshauses zu vermeiden, findet hier die Kinderannahme an einem Wochentage statt. Es mochten etwa 200 Knaben zugegen sein. Jedes Kind hielt ein Licht in der Hand, von einem Gebetbuche oder Rosenkranze war nichts zu bemerken. Brennende Lichte haben zwar eine tiefe Bedeutung, schienen mir hier aber nicht angebracht. Die ganze Aufmerksamkeit der Kinder richtete sich eben auf ihr Licht und das der nebenstehenden Kinder. Von einer Andacht war weder bei diesen noch den umstehenden Angehörigen, die sich nichts weniger als erbaulich benahmen, etwas zu merken. Der Pfarrer sprach

---

<sup>1</sup> In den blutigen Ereignissen der Neuzeit hat diese Kirche eine traurige Berühmtheit erlangt. Nicht weniger als 142000 Parochianen, größtenteils Fabrikarbeiter, gehören zu der Pfarrei. Die zweite katholische Pfarrkirche von Lodz, die Maria-Himmelfahrt-Kirche, dient einer Gemeinde von 90000 Seelen!



recht herzlich in reinem Deutsch zu den Neukommunikanten; ich vermutete in ihm einen Schlesier, erfuhr aber später, daß er ein Pole sei. Mehrere Vikare sorgten für Ordnung. — Die Kirche an sich ist ein hübscher, würdig ausgestatteter, geräumiger Bau in romanischem Stile.

Im ganzen genommen macht Lodz keinen günstigen Eindruck. Ich hatte mir eine mit den neuesten Errungenschaften der Neuzeit, sauber und regelmäßig angelegte Großstadt vorgestellt. Mein Reisegefährte hatte mir schon unterwegs erklärt, daß die Stadt an und für sich nichts Besonderes biete. Vielleicht trug dies mit dazu bei, daß ich schon mit einer gewissen Voreingenommenheit die Stadt betrat. Dieses Gefühl verließ mich nicht eher, als bis die rauchgeschwängerte Luft hinter mir lag. Wie alle Fabrikstädte, so schwebt auch über Lodz eine dicke Atmosphäre, welche dem Bewohner anderer Gegenden schwer auf die Brust fällt. Ein eigentümliches drückendes Gefühl bemächtigt sich des Fremden, welches sich nur allmählich und bei längerem Aufenthalte verliert. Vor mehreren Jahren zählte man in Lodz 96 Fabriken zur Erzeugung von Baumwollwaren mit 37 Millionen Rubel, und 135 Wollwarenfabriken mit 23 Millionen Rubel Jahresproduktion. Der Lodzger Fabrikbezirk produziert Waren im Werte von 150 Millionen Rubel jährlich. Allein an 500 Fabriken und industrielle Anlagen besitzt die Stadt Lodz, die großartigsten darunter die von Karl Scheibler. Die fünf Fabriken desselben umfassen Weberei und Spinnerei, Bleiche, Appretur, Färberei, Druckerei usw. Die größte derselben zählt 1783 mechanische Stühle und beschäftigt 3263 Arbeiter. Die Poznanski'sche Aktiengesellschaft für Spinnerei, Weberei, Bleiche usw. umfaßt zwar nur eine Fabrik, doch zählt diese 2276 Webestühle und 4000 Arbeiter. Ebenfalls großartig eingerichtet ist das Fabriketablisement von Heinzl & Kuniger, nach dem



nich der Restaurateur hinführte. Die Fabrik erzeugt Schirtinge, Madapolame, Rips, Satin, Barchent, Piqué, Handtücher, Servietten, Taschentücher und verschiedene Baumwollstoffe. Niederlagen befinden sich in Warschau, Riga, Petersburg und Moskau. Ein Bekannter meines Begleiters führte uns überall herum. Das war ein Schnurren, Säusen und Knarren in den Fabrikräumen, daß einem ordentlich angst und bange wurde. Wir konnten das Entstehen der Stoffe von Anfang bis zu Ende beobachten — freilich nur flüchtig, denn der Kontorbeamte hatte nicht viel Zeit, er mußte in Kürze die Post erledigen. Die langen Arbeitsräume mit hunderten von Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, Kindern und Erwachsenen gaben ein Bild vom modernen Aufschwung der Industrie, aber auch von der mechanischen, körperlich wie geistig ungesunden Tätigkeit in den Fabrikräumen. —

Die längste und bedeutendste Straße in Lodz ist die Petrikauerstraße. Alle einigermaßen bedeutenden Geschäfte, Banken, Fabrikniederlagen haben ihren Sitz an dieser Straße, welche fast 1½ Meile lang ist. Natürlich ist die Petrikauerstraße nicht überall gleichwertig. In der Altstadt z. B. ist sie schmutzig und ohne große Bedeutung, in einigen Teilen der Neustadt erinnert sie an Weltstädte. Man sollte meinen, in Lodz, wo in den intelligenten Kreisen das Deutschtum so stark vertreten ist, wäre das jüdische Element weniger zahlreich, als in andern polnischen Städten. Diese Ansicht ist grundfalsch. In keiner andern Stadt habe ich ein so zahlreiches, schmutziges jüdisches Proletariat beobachten können wie hier. Schon auf der Bahn macht sich dieser Umstand unangenehm bemerkbar. Wer aber einen genauen Überblick über das im Schmutz erstarrende Treiben erlangen will, der begeben sich in den Marktstunden auf den Altstädtischen Markt. Sie ist einfach unbeschreiblich, diese planlose, unordentliche, schmierige Volksmenge,



welche den Handel mit Lebensmittel betreibt. Ein lebensgefährliches Gedränge herrscht hier, jeder bahnt sich ohne Rücksicht auf den Nebenmenschen mit Gewalt den Weg, elende Fahrzeuge versuchen die Volksmenge zu durchschneiden, wobei es an Unglücksfällen nicht mangelt. Eine wahre Wohltat war es, als ich mich aus diesem ohrenbetäubenden wüsten Treiben in die nahegelegene katholische Marienkirche zurückziehen konnte. Dieses Ende der 80er Jahre vollendete stilgemäße Gotteshaus ist in reiner Gotik erbaut und durch zwei schlanke Türme gekrönt. Leider ist im Innern infolge von Mangel an Geldmitteln die Ausstattung noch recht dürftig. An den Wochentagen sind 30 bis 40 Trauungen in einer Kirche nichts Seltenes. Die traurigen sozialen Verhältnisse von Lodz lassen sich zum großen Teil aus dem Mangel an Priestern, Kirchen und Wohlfahrtseinrichtungen erklären.

Von Ausflugsorten verdienen die Gartenetablissemments Schützenhaus und Waldschlößchen erwähnt zu werden. Jedoch die Krone von Lodz ist der Helenenhof. Im allgemeinen macht Lodz noch den Eindruck des Unfertigen, der stetig sich erweiternden, in absehbarer Zeit noch nicht zur Ruhe kommenden Entwicklungsperiode. Das zahlreiche mosaische Proletariat, der Schmutz und die Unordnung einzelner Stadtteile, das schlechte Pflaster, die rauchgeschwärzten Fabrikgebäude — das alles ist für den erholungsdürftigen Fremden, den Naturfreund, nicht anziehend. Der Frau des mir empfohlenen Restaurateurs wollte die üble Laune, welche sich meiner in Lodz bemächtigt hatte, nicht gefallen. Es war ihr darum zu tun, daß ich von ihrer Heimatstadt — ihre Eltern waren eingewanderte Böhmen — den günstigsten Eindruck mitnahme nach Deutschland. Sie drang darauf, daß ich in Begleitung ihres Mannes den Helenenhof besuchte und es war gut, denn dieses Etablissement ist in der That geeignet, den enttäuschten



Fremden mit manchen Übelständen zu versöhnen. Der weite, viele Morgen große Park liegt auf hügeligem Terrain und bietet mit seinen Anhöhen und Terrassen einen malerischen Anblick dar. Hübsche Blumenbeete, Ziersträucher, Lauben, Karussell, Wasserfall und anderes bieten mehr denn genug Abwechslung. Ein zoologischer Garten in kleinem Umfange bildet die Hauptsehenswürdigkeit des Stablissemments. Ein großer Saal für Theater und Konzerte, Restauration nebst reichhaltigem Büffet sind natürlich auch vorhanden. Es war gerade Gartenkonzert, welches die russische, sehr stark besetzte Militärkapelle unter Leitung des Kapellmeisters Dittrich (eines Deutschen) veranstaltete. Mit den Leistungen konnte man sehr zufrieden sein. Jedoch ließ der Besuch des Publikums viel zu wünschen übrig. Etwa 50 Personen waren anwesend, eine mit Rücksicht auf die Größe der Stadt lächerlich kleine Zahl, die mir besonders auffiel, als acht Tage später im Zoologischen Garten zu Breslau während meiner Anwesenheit dortselbst kaum ein Platz unbesetzt blieb. So saß ich bei einem Glase Lodzer Anstadt Bier — ein bei der dortigen Bevölkerung beliebtes Gebräu, das mir vielleicht infolge der schlechten Wasser- verhältnisse nicht recht munden wollte — in anregendem Gespräche über die Ortsverhältnisse mit dem Restaurateur und dessen später herbeigeekilten Sohne bis zum gemeinsamen Aufbruche in später Abendstunde.

---

### XIII. Geschichte von Lodz.

Es ist bedauernswert, daß dem über Rußland und Polen schreibenden Autor so wenig zuverlässige Hilfsmittel zur Verfügung stehen. Mit Ausnahme von Warschau und dem Kloster Czestochau sieht man sich vergebens nach einem zuverlässigen über Land und Leute Auskunft gebenden Wegweiser um;



namentlich auch fehlen die Stadtführer mit Angabe der Einwohnerzahl, Stadtplan u. a. Die Statistik liegt in dem russischen Gebiete noch sehr im Argen und beschränkt sich vielfach auf gelegentliche Mitteilungen in den Zeitungen. Durch die Liebenswürdigkeit einer befreundeten Familie ist mir eine aus Anlaß des 25jährigen Bestehens der Lodzer Zeitung herausgegebene reich illustrierte Festschrift zugegangen, aus der ich nachstehend gemachte Angaben entnehme. Die „Lodzer Zeitung“ erscheint ebenso wie das „Lodzer Tageblatt“ in großem Formate täglich und kostet an Ort und Stelle vierteljährlich 1,80 Rubel. Auch die russischen Zeitungen weisen nach englischem Muster ein sehr großes unhandliches Format auf, während die polnischen meist im handlichen Formate der Berliner und Wiener Blätter herausgegeben werden. In russischer Sprache erscheint ein Wiestnik (Bote), der die amtlichen Bekanntmachungen der Stadt enthält. Merkwürdig mutet es auf den ersten Blick an, wie gerade Lodz und die umliegenden Städte von den Industriellen zur Anlage von Fabriken auserkoren werden konnten. Die Gegend weist keinerlei Vorzüge auf, liegt abseits von einer durchgehenden Verkehrsader, leidet an Wassermangel und besitzt in der Nähe keine Kohlengruben. Besonders der Wassermangel machte in der Zeit meiner Reise den Fabriken viel zu schaffen und hatte den Gedanken zur Anlage einer Wasserleitung nahegelegt. Im Jahre 1793 zählte Lodz 190 Einwohner, 44 Schornsteine, 11 unbewohnte Häuser, 44 Scheunen. Der Viehbestand bezifferte sich auf 18 Pferde, 97 Ochsen, 58 Kühe und 63 Stück Schwarzvieh. Die Handwerker waren durch 2 Gerber, 1 Schlosser, 1 Schmied, 1 Schuster, 1 Tischler und 8 Stellmacher vertreten. Im Jahre 1821 zählte die Stadt 799 Einwohner und 110 Feuerstellen. Den Grund zu der Einwanderung ausländischer Fabrikanten gab eine Verfügung der russischen



Regierung nach den napoleonischen Kriegen, welche dahin strebte, im Lande eine eigene Industrie zu schaffen. Lodz wurde den sogenannten Fabrikstädten zugeordnet, in welchen den Industriellen besondere Vorteile entgegenwinkten. Im Jahre 1821 kam es zwischen der Regierung und mehreren Fabrikanten aus dem Auslande in der Nachbarstadt Zgierz zu einer Zusammenkunft, auf der wichtige Vereinbarungen getroffen wurden. Jeder vom Auslande kommende Tuchmacher sollte in dem für Fabriken bestimmten Bezirke einen Bauplatz von  $1\frac{1}{2}$  Morgen unentgeltlich erhalten, der innerhalb zweier Jahre bebaut sein mußte. Dem Fabrikanten wurden Bauholz ebenfalls unentgeltlich und Ziegel zu einem sehr niedrigen Preise zur Verfügung gestellt.

Mit Ausnahme der Verbrauchssteuer blieben die Ausländer sechs Jahre steuerfrei, hatten aber alle Rechte mit der ansässigen Bevölkerung wie Benutzung der Wiesen und dergl. gemeinsam. Die aus dem Auslande eingewanderten Handwerker und deren dort geborene Kinder waren vom Militärdienste frei. Den Juden war das Wohnen in den Industriekolonien verboten. Auf Grund dieser Abmachungen begann im Jahre 1823 die Einwanderung ausländischer Industrieller, Fabrikanten und Handwerker. Im Juni 1823 wohnte in Lodz noch kein einziger Fabrikant und bereits im Dezember waren auf dem abgetheilten Grund und Boden 6 neue Häuser erbaut, in welchen die ersten 9 aus Schlesien eingewanderten Tuchmacher auf ihren Webstühlen arbeiteten. Im Jahre 1824 wanderten aus Schlesien, Sachsen und Deutschböhmen mehr denn 50 Baumwollweber ein, denen von der Regierung großes Wohlwollen entgegengebracht wurde. In demselben Jahre errichtete der im Besitze genügender Barmittel sich befindliche Sachse Louis Geyer eine große Baumwollspinnerei ein. Im Jahre 1825 erfolgte infolge der in Deutsch-



land ausgebrochenen Krisis eine erneute Einwanderung ausländischer Tuchmacher. Als Zar Alexander I. Ende der Zwanziger Jahre die polnischen Fabrikstädte besuchte, war er über das Wachstum von Lodz erstaunt und er ordnete weitere Vergrößerungen des Fabrikbebauungsplanes an. Anno 1829, gleichsam am Schlusse der ersten Entwicklungsperiode, zählte die Stadt 4273 Einwohner in 369 Häusern. Die Tuchfabrikation fand in Lodz aber nicht eine bleibende Stätte, sondern die Baumwollen- und Leinen-Industrie. Auf die Tuchfabrikation legte sich mehr die Nachbarstadt Zgierz.

Im Jahre 1835 bezog Louis Geyer die erste Dampfmaschine aus England. Der Transport war sehr schwierig, und die unbekannte Maschine erregte überall Aufsehen. In das Jahr 1840 kann man den Abschluß der zweiten Entwicklungsperiode legen. Die Stadt hatte einen bedeutenden Aufschwung genommen. Die Zahl der Einwohner betrug 20150, die der Häuser 962. Aus allen Teilen des großen Zarentums erschienen Kaufleute und machten Einkäufe. Bis zum Jahre 1852 erfolgte ein Rückschlag, die Einwohnerzahl sank auf 18190. Im Jahre 1854 siedelte ein rheinischer Fachmann mit reichlichen Mitteln nach Lodz über, Herr Karl Scheibler, der den Grund zu den gewaltigen Industrieetablissements legte, von denen bereits im vorigen Abschnitte die Rede war und die einen Weltruf genießen. Die erste von ihm erbaute Fabrik wies 18000 Spindeln und 100 mechanische Webstühle auf. Der rastlos tätige Mann erbaute in seinen Fabriken eine eigene Bahn, errichtete eine Gasanstalt für 4000 Flammen, baute zahlreiche Arbeiterhäuser usw. Im Jahre 1881 gingen die Etablissements mit einem Anlagekapital von 9 Millionen Rubel an eine Aktiengesellschaft über. Es würde zu weit führen, die nunmehr beschleunigte Weiterentwicklung bis ins einzelne zu verfolgen. Nur soviel sei erwähnt, daß



das Wachstum der Industrie und der Stadt gleichen Schritt hielten. Heute mag Lodz gegen 400 000 Einwohner zählen. Im Anschluß hieran könnte es interessieren, eine Mitteilung unter der Überschrift — Vom Webergesellen zum Millionär und Baron — zu geben, welche seiner Zeit durch die Presse ging und welche davon zeugt, wie einzelne fleißige, strebsame Deutsche in Lodz „ihr Glück“ gemacht haben. Die erwähnte Mitteilung lautet folgendermaßen:

„Unlängst verstarb auf seinem Schlosse Hohensfels in Sachsen-Koburg-Gotha der Lodzer Großindustrielle Julius Heinzl, Baron von Hohensfels. Seiner Zeit war Julius Heinzl Webergeselle in Lodz, wo er rüstig in der einfachen Stellung arbeitete, bis er sich soviel erworben, daß er eine eigene Weberei begründen konnte. Mit einem unternehmenden Geiste ausgestattet, wurde er vom Glücke so begünstigt, daß in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraume der ehemalige Webergeselle Millionen sein eigen nennen konnte und über einen der größten Fabrikkomplexe der Stadt verfügte. Die Firma wurde sodann in eine Aktiengesellschaft verwandelt, ohne daß der Besitz jedoch aus den Händen der Familie gekommen wäre. Die Millionenfirma der Aktiengesellschaft der Manufakturen von Julius Heinzl erfreut sich gegenwärtig des besten Rufes in der ganzen zivilisierten Handelswelt. Julius Heinzl war mit der Stadt Lodz groß geworden, und an deren Entwicklung nahm er das regste Interesse. Nicht nur förderte er alle gemeinnützlichen Unternehmungen der Stadt, sondern regte auch zu neuen Gründungen an. In keiner örtlichen Wohltätigkeitsveranstaltung fehlte sein Name, sei es als Mitglied oder als Begründer. Außerdem war er Mitglied der Gesellschaft des Roten Kreuzes, der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, der kaiserlich Philantropischen Gesellschaft, der Gesellschaft zur Verbreitung der Orthodoxie (!) im Kaukasus usw.



Eine so rege Teilnahme an öffentlichen Angelegenheiten erregte die Aufmerksamkeit der Regierung und so wurde Julius Heinzl, der 1884 zum Manufakturrat ernannt worden war, in demselben Jahre in den Stand eines erblichen Ehrenbürgers, und im Verlaufe der Jahre mit nachstehenden Orden dekoriert: Stanislaus 3. Klasse, Annen 3. Klasse, Stanislaus 2. Klasse, Annen 1. Klasse, Wladimir 4. Klasse und Wladimir 3. Klasse. Durch den Ankauf den Schlosses Hohensfels erwarb sich Julius Heinzl den Titel eines Barons, der behördlicherseits in Rußland angefochten, jedoch durch den Ausgang des diesbezüglichen Prozesses anerkannt wurde. Der Verstorbene hinterläßt zwei Söhne und zwei Töchter, die bereits verheiratet, zugleich mit der hinterbliebenen Witwe einen großen Teil des Vermögens in Händen haben; dennoch betrug sein persönliches Eigentum immerhin noch zirka 12 Millionen Rubel.“

#### XIV. Nach Czenstochau.

Die knapp bemessene Zeit mahnte zur Weiterreise. An einem frühen Morgen Ende Juli verließ ich Lodz. Den vorgefahrenen Droschkenkutscher hieß ich na dworzec (auf den Bahnhof) fahren. Mit anerkennenswerter Schnelligkeit rasselte das Gefährt durch die Straßen. Schon waren wir eine große Strecke gefahren, die Zeit bis zur Abfahrt des Zuges näherte sich immer mehr und vom Bahnhofe war noch nichts zu sehen, Ich wandte mich an den Kutscher mit der Frage, wohin er denn lenkte? Er nannte mir irgend einen Hof (dwor) vor der Stadt. Nun erst erinnerte ich mich daran, daß in ganz Polen in den untern Schichten die Bezeichnung „dworzec“ für Bahnhof, welche in Posen und Galizien gebraucht wird und die bessere ist, nicht bekannt ist. Nachdem der Kutscher vom foksall (vauxhall) gehört, drehte er um und lenkte nach dem Bestimmungs-



orte. In Russisch-Polen und Rußland nämlich ist der erwähnte englische Ausdruck fast ausschließlich im Gebrauch.

Das Gefährt traf noch zur Zeit auf dem Bahnhofe ein. Schnell stürzte ich an den Schalter und verlangte ein Billet dritter Klasse nach Czestochau. Beim Herausgeben des Geldes gab mir der Beamte einen Rubel zu wenig heraus. Es bedurfte eines sehr energischen Wortes, um den Mann zum Nachzahlen des Rubels zu veranlassen. Schließlich tat er's, ohne sich zu entschuldigen. So muß man beim Geldempfang nicht nur in den Restaurants und Geschäften, sondern selbst auf amtlichen Stellen recht vorsichtig sein. Es ist gang und gäbe hierzulande, daß die Kassierer sich zu ihrem Vortheil zu „irren“ pflegen.

Der Zug war wieder sehr gut besetzt. Provinzler, die in Warschau gewesen, nach Czestochau reisende Pilger, Beamte auf dem Wege nach ihrem neuen Berufsorte, bessere Besitzer aus der Umgegend, jüdische Handelsleute — so war der Bestand an Passagieren zusammengesetzt. Auf den größeren Stationen wurden Warschauer Zeitungen und Witzblätter ausboten, Händler und Händlerinnen betraten wieder die Waggons, welche wie gesagt breiter als die deutschen sind und aus einem durchgehenden Raume bestehen, und boten ihre Waren wie Obst, verschiedene Arten Gebäck, Selter und Limonade feil. Es fanden sich auch immer Liebhaber auf all die Herrlichkeiten, besonders auf Brauselimonade, die mit zehn Kopeken das Fläschchen bezahlt wurde. Die schmierige Hand, welcher die Sachen entstammen, scheint für die Eingeborenen nichts Abschreckendes zu besitzen. Es ist merkwürdig, wie die christliche Bevölkerung diesen nicht unlohnenden Handelszweig noch immer so unbeachtet läßt.

Die Gegend ist eben, fast ohne Erhöhung und rechtfertigt die Benennung Polska (Polen) von „pole“, das Feld, die Ebene. Im ganzen genommen ist der Grund und Boden



mehr oder weniger fruchtbar und sorgfältig angebaut. Die Gebäude, besonders die der großen Güter sind massiv und haben ein freundliches Aussehen. Auch Fabrikanlagen sind auf einzelnen Stationen bemerkbar. Die größte Stadt an der Strecke von Koluſzki nach Ezenstochau ist Petrikau, der Sitz des Gouverneurs. Die Stadt ist aus der Polnischen Geschichte bekannt als Ort vieler Landtage. Man sieht schon von der Bahn aus, daß Petrikau wie früher so auch heute eine nicht unbedeutende Stadt ist. Mehrere Kirchen von teilweise gefälligem Aussehen ragen über die Häuser hinaus. Die Gebäude sind durchweg massiv und geräumig. Als die Fahrt sich schon ihrem Ende näherte, machte ich noch die Bekanntschaft eines Warschauer Herrn, der zur Kur nach Karlsbad reiste und gleichzeitig Prag, Dresden und Berlin besuchen wollte. Ich konnte ihm manche Winke geben, für die er sich dankbar zeigte. Im Laufe des Gesprächs entpuppte sich der Herr als Vollblutlitauer, der ein genauer Kenner nicht nur von Russisch-, sondern auch von Preußisch-Litauen war. Der Herr erzählte mir Näheres über die nach Amerika ausgewanderten Litauer, deren Vereine und Schriften; er nannte mir den in Tilsit für das Litauertum in Preußen tätigen Herrn und bedauerte den Rückgang dieses Volksstammes, der seiner Ansicht nach sich früher bis gen Königsberg erstreckt habe. In bezug auf Russisch-Litauen wußte der Herr zu erzählen, daß dort eine von der russischen Regierung genährte — weil eben gegen die Polen gerichtete — sogenannte Litauersucht herrsche, welche das Polentum aufs schärfste bekämpfe. Besonders Geistliche seien Träger der litauischen Idee . . . So sehen wir überall Kampf unter den Völkerschaften, überall brodelt's wie im Kessel, das Leben ist halt ein Kampf.

Unverhofft war die Zeit vergangen. Die siebenstündige Fahrzeit lief ab, in der Ferne stieg am Horizont ein schmucker



hoher Turm, dann eine auf dem Berge gelegene Kirche empor . . . Ein Pfiff, der Zug hielt an, wir standen in Czenstochau. Ein kurzer Abschied von dem angegebenen Reisegefährten und hinein gings nebst einer Anzahl Pilger nach dem weltberühmten Czenstochau, das alljährlich das Ziel von hunderttausenden Wallfahrern ist.

### XV. Eine Wallfahrt nach dem Klarenberge.

Ehe ich mit der Schilderung selbsterlebter Reiseindrücke fortfahre, mögen als Einführung einige Auszüge aus der Arbeit eines polnischen Schriftstellers namens Wladislaus Reymont hier Platz finden. Der Herr hat — wohl mehr aus Neugierde und Wißbegier, als aus religiösen Gründen — eine Wallfahrt zu Fuß von Warschaws Vorstadt Praga bis nach Czenstochau unternommen. Die anziehenden Schilderungen sind in der unten angegebenen Broschüre niedergelegt,<sup>1</sup> die mir in einer Czenstochauer Buchhandlung in die Hände fiel. „Klarenberg“ nennt man die Anhöhe nebst Kirche und Kloster im Gegensatz zur Stadt Czenstochau.

Unter dem Motto des vom berühmtesten polnischen Dichter Mickiewicz herrührenden Ausspruchs: „Das Gefühl und der Glaube spricht mich mehr an, als die Bücher und das Auge des Gelehrten“, beginnt Reymont seine Erlebnisse. In möglichst einfacher Kleidung begibt er sich vor die Pragaer Kirche und mischt sich dort unter die Wallfahrer. Vertreter der sog. besseren Stände fehlen fast ganz. Kirche und Kirchhof sind überfüllt. Von weitem tönen Gesang und Orgelklang herüber. Dann werden einzelne Worte einer Predigt vernehmbar. Der Geistliche gibt unter dem Schluchzen der Pilger diesen Abschiedsworte mit auf den Weg. Knieend und mit Sammlung hört

<sup>1</sup> Pielgrzymka do Jasnej Góry. Gebethner u. Wolff, Warschau.



das Volk die Predigt an. Dann setzte sich der vieltausendköpfige Zug in Bewegung. Die scharfen breiten Gesichtsausdrücke, die edigen unter der Last der Reisebündel etwas gebeugten Gestalten, mit Rosenkranzschnüren umhängt, ließen innerliche Kraft und große Salbung erkennen. An der Spitze des Zuges wurde das umkränzte Kreuz vorangetragen. Je näher wir Warschau kamen, so schildert Reymont, desto lauter drang das Stimmengewirr herüber, die Glocken der Pferdebahnen machten sich immer häufiger vernehmbar, das Geräusch der Wagen tönte dumpf herüber, die Fabrikschloten verbreiteten über die Stadt Nebelschichten und da unten schlug die graugelbe Flut der Weichsel um die Brückenköpfe.

Als wir in die Stadt einzogen, widerte mich das Straßengefindel an, welches in ganzen Banden auf den Trottoiren herumlungert und dummspöttische Blicke uns zuwirft. Ich hätte die widerwärtige spöttelnde Menge ohrfeigen mögen. Als die Schlagbäume hinter mir lagen, hatte ich für Warschau nur diese aufrichtig gemeinten Worte: . . . Endlich . . . wenn auch nur auf zehn Tage . . .

Es würde zu weit führen, wollten wir dem Schriftsteller überallhin folgen. Nur einiges möchte Erwähnung finden. In Ochota beklagt sich der Gastwirt über die Pragaer ProzeSSIONen. Er nennt die Teilnehmer „Lumpenpack“, das nur Tee trinke. Bei der Warschauer hätte er in einer Stunde 50 Fäßchen (!) Bier und eine Million (!) Schnäpse verkauft. — Am Kreuze hält der älteste „Bruder“ eine Ansprache, dann stimmt er den Psalm an: „Wer sich dem Schutze des Herrn anvertraut“ . . . und die Pilger setzen sich in Bewegung. Alle singen aus voller Kehle, alle Seelen scheinen sich zu vereinen bei den Klängen des uralten Liedes. Ein „Bruder“ tritt an mich heran (wir bedienen uns der Worte Reymonts) und fragt: — Der „Bruder“ geht nach Czestochau? — Ja Herr.



— Dann gehen wir zusammen. — Wir gehen doch alle zusammen, erwiderte ich und betrachtete sein interessantes Gesicht. — Der Bruder ist gewiß aus Warschau? — Ja, Herr, aus Warschau. — Mag der Bruder sich das „Herr“ in die Nase stecken! Wir sind alle Brüder und Schwestern. — Nachdem er meine Bekleidung, die Reisetasche und Stiefel gemustert hatte, versetzte er: — Der Bruder gelangt nicht hin. Mit solchen Füßen kann man sich in Praga umschmelzen und nach Warschau hinfahren lassen, aber nicht nach Czestochau gehen.

Die nächsten Ruhestationen waren Raszyn, Lapy, Tarczyn, Grójec, Belst, Leczzyce, Mogielnica, Nowemiaszt (Neustadt) usw. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde wurde dem Warschauer die ungewohnte Reise durch Tal und Hügel, Bäche, steinige und sandige Wege unbequemer, doch hielt er tapfer stand. Die Eindrücke über Land und Leute, deren Anschauungen und Lebensart, die Schilderung der angestellten Beobachtungen in betreffs der Pilger, deren Selbstverleugnung und unerschütterliches Vertrauen, sind lehrreich und rührend zugleich. . . „Endlich war der neunte und letzte Tag herangenahet. Beim Durchqueren der leeren Gassen von Mstowo bemerkte ich im Morgengrauen blutige Spuren auf dem Pflaster: das sind die, welche vor uns gehen und singen, die mit ihren unbeschuhten Füßen den Boden zeichnen. Wir kommen auf Bergwege. Die Sonne geht auf, versinkt aber gleich wieder im Nebel und färbt ihn rot. Die Wege sind steil und voll scharfer Steine. Aus der Umgegend ragen aus dem Nebel einige kahle Berggipfel hervor. Wir gehen so schnell, daß die Brüste aller röcheln und auf jeder Anhöhe versenken sich die Augen aller im Nebel; die unruhigen, heißen Blicke suchen in dem grauen Dunste die Umrisse des Klarenberger Turmes. Man hält an und bleibt mit vorgestrecktem Kopfe einen Augenblick stehen. . . Nichts wird sichtbar, die ganze Welt scheint in dieser beweg-



lichen Nebelmenge versenkt zu sein. Mit einem Male durchflog die Menge ein wunderbarer Schauer. Die Sonne erhob sich über die Nebel und in der Ferne gerade vor uns hob sich ein Schatten wie eine Luftspiegelung ab, um dann wieder zu verschwinden, denn die Nebel, gleichsam von der Lichtmasse geschlagen, wurden dichter, breiteten sich aus und verdeckten alles. Es schien, als ob ein Seufzer der Enttäuschung sich löste und ein stiller heftiger Kampf zwischen der Volksmenge und den Nebeln sich entspann. Die heißen, von Ermüdung blutig unterlaufenen Blicke, die beschleunigten Herzschläge, alle Gefühle verstärkt, alle Stimmen von der langen Anstrengung heiser geworden — sie vereinigten sich und flossen in einem Feuerstrom zusammen, sie sogten sich ein in den Nebel und tranken ihn gleichsam aus, sodaß er immer dünner wurde. . .

Der Schauer, welcher alle Augenblicke zum Durchbruch kam, täuschte und machte so vergessen, daß sie geradezu vorwärtsstürmten. Blutige Spuren auf der Erde und den Steinen wurden immer häufiger; man ging jedoch ohne Rücksicht auf den Schmerz, auf das aus den Füßen tropfende Blut, befand man sich doch nahe am Ziele. Auf dem Verzeihungs-Berge machten wir Halt. Einige Brüder hielten die letzten Ansprachen. Es begannen die gegenseitigen Bitten um Verzeihung. Die Stimme der Ansprache tönte dumpf in den Nebel hinein, jedoch fast niemand hörte zu. Alle hatten die Ohren, Augen und Herzen anderswo. Wir liefen fast von der steilen Anhöhe und wiederum dieser durchdringende Schauer. Die Sonne erhob sich und der Widerschein des Turmes riß sich gewissermaßen von den Fundamenten los, schwebte einen Augenblick über dem Dunste und wankte unter dem Erglänzen der Siebel, bis eine neue und zwar die letzte Nebelwolke ihn verhüllte. Endlich kamen wir auf der letzten Anhöhe an und standen einen Augenblick im Anschauen des Luftspiels still. Die Nebelgebilde vereinigten



sich mit irgend welchen Luftschichten, sie gingen zusammengedrängt und zerrissen in die Höhe, bis der Raum rein wurde und aller Augen auf einem turmgekrönten Berge haften blieben.

Maria — brach es wie eine Flamme aus Tausenden von Brüsten hervor und tausende Körper fielen mit einem Freudenschrei zu Boden. Der Anblick hatte alle die tausende Köpfe gleich einem Orkane in den Staub geworfen. — Mutter — riefen die vor Freude und Begeisterung gedämpften Stimmen und es begannen Tränen der Freude zu fließen; alle erbehten unter Schluchzen und es gab nicht eine Seele, nicht einen Willen, die nicht einer wehmütigen Extase erlagen wären. Und dieses Weinen wurde stärker, es ging in ein Seufzen, fast kann man sagen in ein Stöhnen über, es überflutete Gehirn und Herz, verschmolz alle in einen schluchzenden Knäuel, in ein Denken und Fühlen, riß aus aller Herz Trauer, Schmerz und Bitterkeit, alle harte Not, alles, was sie erlitten und stieg empor zu den Füßen derjenigen, welche jedes Herz im Geiste erblickte, zu den Füßen des Heiles und Trostes. Und dieser tiefe, durch die Kraft der Tränen, Bitten und der Begeisterung geradezu göttliche Rhythmus tönte noch lange in der Luft wieder, umschlang alle Körper, entzündete sie gleich einem feurigen Sturme und wandelte die Seelen um. Sie standen allmählich auf und alle Gesichter hatten sich plötzlich aufgeheitert, waren ausdrucksvoller geworden.

Die Pilger stimmten ein Muttergotteslied an und setzten ihren Weg fort mit einem wunderbaren Glanze in den Augen, mit einem Lächeln auf den die Spuren der Ermüdung tragenden mageren Gesichtern und die wie die Welt weiten Triumphlaute des Lobliedes erklangen wie das Erz der Herzen und stiegen empor über die mit Frühling und Sonne angefüllte Erde. Nach der Ansprache eines Paulinerpaters traten wir ein in die Kirche des Klarenberges. Was



ich hier gefühlt, behalte ich für mich, ich bin's nicht imstande wiederzugeben. —

Ich schlief ununterbrochen sechzehn Stunden. Und als ich gewaschen, umgezogen und umgeschuht hinausging und alle Brüder sah und den fortwährenden Zuzug von Leuten, da tat es mir leid, daß die Pilgerfahrt zu Ende war, daß wir alle auseinanderfliegen sollten, wie die Blätter im Herbst, um niemals wieder zusammenzukommen; das Leid und der Widerwille wuchsen gegen die Rückkehr ins Joch des alltäglichen Lebens, in diesen städtischen und zivilisierten Wirrwarr.

Ich mußte wieder in den Reihen der nummerierten und gekennzeichneten Namen Platz ergreifen. Ich mußte wieder „Herr“ werden und Acht geben, ob ich nicht auf irgend welche hochwohlgeborene, althergebrachte oder durch die Gewohnheit privilegierte Hühneraugen trete mit dem Hute in der Hand und der Maske auf dem Gesichte!

Am Montag sollten wir abreisen. Ich stand früher auf, und ging in die Muttergotteskapelle, um der Enthüllung des Gnadenbildes beizuwohnen. Das Gedränge war unbeschreiblich, die Leute schlossen sich so dicht zusammen, daß man sie kaum auseinander reißen konnte; alle Augenblicke trug man Gequetschte und Ohnmächtige hinaus. Die Messe begann. Die leisen Flötentöne ergossen sich mit spiralförmigem und gleichsam goldfarbenem Zittern in die Stille, umspannten wie mit einem glänzenden Netze die Seelen, nachher erhoben sich die die Stimmen durchdringenden Violinen zu einem Gesange voll Gefühls, zerstäubten wie der Duft der Rosen und die Orgel tönte sanft und weit wie das Meeresbrausen, welches langsam, gegen die Ufer schlägt, sie überflutet, dann dumpf emporbraust, an Kraft stärker wird, mit dem Sturme tost, Donner aus den durchdringenden Messinginstrumenten hervorruft, und es entsteht eine chaosmäßige, uferlose Verzweiflung, welche stürmt,



schluchzt und bittet — bis die Flöten — gleichsam ein Engelchor — in der Brandung hörbar werden und ein wehmütiger süßer Gesang fällt ein mit breiter Tonart und beruhigt den Wirbel, fließt gleich einer Tröstung unter der Kapellenwölbung dahin, durchdringt die Seelen mit Wehmut und wiegt sie mit Worten der Gnade — und schweigt in der plötzlich eingetretenen Stille der Wandlung, welche nur von dem scharfen Tone des Glöckleins unterbrochen wird. Auf einmal ertönt aus allen Instrumenten die Melodie eines bekannten Liedes, aus aller Herzen reißt sich ein Sturm von Rufen und Seufzen, und alles das, in Demut zusammengesunken, fällt in den Staub vor dem enthüllten Bilde der Mutter Gottes und durch die Körpermauer drängt sich ein Mädchen, gestützt von der Mutter, — geht an einer Krücke, mit geschlossenen Augen, streckt die Hände gegen das Bild aus und ruft mit lauter, mächtiger, von unbeschreiblichem Vertrauen erfüllter Stimme: — „Maria, mache mich gesund . . . heile mich!“ Und sie fällt zu Boden wie ein gefälltter Baum, reißt sich in die Höhe und ruft jetzt schon ohne Krücken, gerade, leuchtend: — „Maria! ich sehe! — Maria! Ich gehe! . . .“ Und sie strebte dem Altare zu und ein Sturm fast unmenschlichen Geheules entriß sich aller Herzen zu den Stufen der mit so großer Liebe Herniedersehenden. Das Mädchen schritt dahin wie ein Vogel, der sich zum Abfliegen anschießt, mit einem Lächeln unsagbarer Dankbarkeit, mit Augenblau wie Kornblumen, mit ausgestreckten Händen und sie stammelte Danksaugungen voller Freude, Tränen und Verzückung hervor. — Maria! Maria! — und sie fiel in den Staub, ergriff mit den Händen die Fliesen, schmiegte sich an sie zu den Füßen Der, welche mit dem Jesuskinde auf dem Schoße darsaß wie eine Mutter voller Nachsicht und Liebe. Und das ganze Volk lag seufzend und ächzend am Boden und rühmte mit Tränen der Rührung und Verehrung ihre Güte und flehte um Erbarmung.



Die Kirche schien sich zu öffnen, um hindurchzulassen die Menge Seelen, welche im Gebete ins Unendliche strebten und eben schien's als ob sich ein himmelblauer Mantel aufstat und alle bedeckte, als ob schneeweiße Hände und strahlende Augen regneten, stillten, beruhigten, die Herzen stärkten und Vergessenheit und Kraft und Ausdauer verliehen. Und die Volksmengen schmolzen immer mehr in dem Schluchzen und schienen in eine überirdische Welt zu fliegen auf den Flügeln der Musik, welche wie der Engel der Tröstung voranschritt und alle Seelen dorthin trug, woher sie ausgegangen, zur Quelle der Liebe, Güte und Glückseligkeit. . . .

## XVI. Ezenstochau, Stadt und Kloster.

Ezenstochau zählt gegen 50000 Einwohner. Die Stadt macht einen freundlichen Eindruck. Die Straßen sind breit und sauber, das jüdische Proletariat tritt hier nicht so sehr in den Vordergrund wie in anderen Städten Polens. Wenn wir nicht irren, hat die russische Regierung den Juden die Fabrikation und den Handel mit christlichen Devotionalien verboten. Überhaupt sind hier Industrie und Handel ziemlich entwickelt und die traurigen Vorgänge der letzten Zeit sind auf die Verhehungen von Fabrikarbeitern durch sozialdemokratische Volksverführer zurückzuführen. Die Ezenstochauer Industrie fabriziert Klaviere, Harmonikas, Rachein, Bilder, Löffel, Knöpfe und verschiedene billige Galanteriewaren.

Die dem hl. Sigismund geweihte Pfarrkirche von Ezenstochau, in der Nähe des Marktes gelegen, ist unansehnlich und gleicht nach unseren Begriffen einer bescheidenen Dorfkirche. Da jährlich rund dreihundert Tausend Wallfahrer Ezenstochau besuchen, so mangelt es hier nicht an Hotels, Gasthäusern zweiten Ranges und Privatlogis. Besonders am Fuße



des Klarenberges gibt es viele Gelegenheiten zur Unterbringung von Fremden, so z. B. das „Krafaauer Hotel“ in dem eine deutsche Wirtin umsichtig ihres Amtes waltete. Das „Englische Hotel“ in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs genügt selbst verwöhnten Ansprüchen. Hier stieß ich auf das erste einheimische Bier in Polen, das gut mundete. Anschläge an den Straßen machten bekannt, daß das Erzeugnis einer benachbarten neuen, offenbar deutschen Brauerei, im Auslande von einer Autorität untersucht und für sehr gut befunden worden wäre. Ich nahm an, daß das Getränk im Englischen Hotel eben dieses Bier sei.

Die Hauptstraße Czenstochaus besteht aus einer breiten, schönen Kastanienallee, die über ein Kilometer lang, sich vom Markt nach dem Klarenberge hinzieht. Zu gewöhnlicher Zeit erscheint diese Straße wenig belebt. Die Häuser sind hierzulande meistens nur zwei Stock, die an Nebenstraßen nur ein Stock hoch. An der Hauptstraße, nicht weit vom Klarenberge, liegt die Zerkew, mit vergoldeten Kuppeln. Die Russen pflegen eben ihre Kirchen gewöhnlich an den verkehrsreichsten, am meisten in die Augen springenden Straßen und Plätzen zu erbauen.

Unmittelbar am Fuße des Klarenberges erhebt sich das Denkmal Alexanders II., des „Zar-Befreiers“, dem die polnischen Bauern durch Zwangsammlungen seitens der Behörde gerade hier ein Denkmal mit polnischer Inschrift errichten mußten, aus Dankbarkeit für die Aufhebung der Leibeigenschaft, welche die bekannte polnische Konstitution vom 3. Mai schon vor 70 Jahren abschaffen wollte, was aber damals die eifersüchtigen Nachbarn nicht zuließen. Das stets durch Wachtposten geschützte Denkmal wird zum großen Leidwesen der Polen mitunter von unwissenden Landleuten als Heiligenstatue angesehen und davor Halt gemacht. In den revolutionären Wirren der Neuzeit wurde das Denkmal wiederholt durch Dynamitbomben stark beschädigt.



Auf dem großen freien Platze vor dem Kloster stehen viele Verkaufsbuden mit Devotionalien. Am meisten natürlich ist das Czestochauer Gnadenbild vertreten, in den verschiedensten Größen und Ausführungen steht es zum Verkauf als beliebtestes Andenken für die Pilger und deren Angehörige. Vor jedem Bilde hängt an Messing-Ketten ein Lämpchen, denn in fast jedem polnischen wie russischen Hause brennt vor dem Muttergottesbilde ein Lämpchen. Die Verehrung der Muttergottes, die Liebe zu Maria ist bei katholischen wie orthodoxen Slaven sehr groß.

Ich trete in eine Bude und will einige Andenken erstehen. Die geschäftige Händlerin fragt, wo meine Heimat sei. „Olztyn“ (Allenstein) in Preußen ist ihr jedoch unbekannt. Sie kennt nur das Olztyn bei Czestochau, einen gebirgig gelegenen Ort, mit den Ruinen eines romantischen Schlosses, das in der polnischen Geschichte durch die Heldentat eines Kasper Karlinki berühmt geworden. In der Nähe dieses Olztyn befindet sich ein Felsen mit geräumiger Grotte und von dem Felsen soll das Schloß Olztyn (entstanden aus Hohlstein) seinen Namen erhalten haben.

Ich suche der wißbegierigen Frau die Lage meines Wohnortes näher zu bezeichnen und da „Warmia“ (Ermland) ihr ebenfalls ganz unbekannt vorkommt, so nenne ich ihr das Dörfchen Gietrzwald (Dietrichswalde), aus dessen Nähe ich komme. Und siehe da, das Wörtchen „Gietrzwald“ übt auf sie eine ganz besondere Wirkung aus. Sie ruft ihre Nachbarinnen zusammen und erzählt ihnen triumphierend, daß der Herr da aus der Gegend von Dietrichswalde gekommen. Man muß wissen, daß der in den letzten Jahrzehnten vielgenannte Wallfahrtsort Dietrichswalde (Kreis Allenstein) in ganz Polen und darüber hinaus bekannter und beliebter ist, als in der entfernteren Umgegend. — —



Der Klarenberg stößt unmittelbar an die Stadt Czenstochau. Die Anhöhe mit der Kirche und dem Paulinerkloster war bis zum Jahre 1813 ziemlich stark befestigt. Verschiedene Male hat die feindliche Macht von dem Kloster zurückweichen müssen. Am berühmtesten ist die Verteidigung des Klosters vom Jahre 1655, als der Prior Augustin Kordecki das zehntausend Mann starke schwedische Belagerungsheer entgegen aller menschlichen Voraussicht heldenmütig zurückhielt und zum Abzug nötigte. Dieses rühmliche Beispiel ermunterte das ganze Land und gab Veranlassung zur allgemeinen Erhebung und zur Verjagung der Schweden aus Polen.

Noch jetzt ist das Kloster mit hohen Mauern umgeben, die von dem 1859 im Klostergarten errichteten Bronze-Standbild des Priors Kordecki überragt werden.

Weit in die Umgegend hinein schaut der schlanke, 160 Ellen hohe Glockenturm, der eine herrliche Aussicht bietet. Vor mehreren Jahren brannte der Turm nieder bei Gelegenheit eines Feuerwerkes, das ein auswärtiger Wallfahrtszug von einer Gallerie aus steigen ließ. Ein Aufruf zur Erneuerung des Turmes brachte in nicht langer Zeit die ganze Bausumme, sodaß der Turm in den alten Formen mit seinen drei Gallerien, jedoch bedeutend solider, wiederhergestellt werden konnte.

Über den Ursprung und die Geschichte des Klosters sei folgendes mitgeteilt. Wladislaus aus dem Hause der Piasten, Fürst von Oppeln und Czenstochau, errichtete auf der Anhöhe, die früher „Alter Berg“ (Stara góra) genannt wurde, eine Kirche nebst Kloster und berief dahin mit Genehmigung des Bischofs von Krakau Mönche aus Ungarn, aus dem Orden des hl. Paulinus des Eremiten. Diese Pauliner zogen im Jahre 1382 in Czenstochau ein und sind bis heutzutage die Hüter des Gnadenbildes geblieben. Die russische Regierung, die mit den Klöstern in Polen ziemlich aufgeräumt, hat es



nicht gewagt, den weltberühmten Gnadenort anzutasten. Die Zahl der Paulinermönche beträgt gegenwärtig 24.

Gleichzeitig hatte der fromme Fürst das berühmte schwarze Marienbild in der Klosterkirche aufgestellt, das der Legende nach der hl. Lukas gemalt haben soll. In der Urzeit befand es sich der Sage nach in Jerusalem, dann in Konstantinopel, 500 Jahre lang im Schloß Bely in Galizien, von wo es Fürst Wladislaus nach Czenstochau brachte, um es vor den räuberischen Tartarenhorden zu sichern.

Im Jahre 1430 überfiel ein ruthenischer Fürst das Kloster und zwei Raubritter schändeten das Gnadenbild. Der eine von ihnen zerhieb mit einem zweischneidigen Schwerte das Antlitz der Muttergottes. Die beiden Risse auf der rechten Wange rühren von dieser Zeit her. Um dem Unwillen des Volkes zu entgehen, sprengten die Raubritter das Gerücht aus, die Hussiten wären die Tempelschänder gewesen. Sie entgingen trotzdem nicht der gerechten Strafe, da die Wahrheit ans Licht kam.

Der Klarenberg hat im Laufe der Jahrhunderte viele hohe und höchste Persönlichkeiten in seinen Mauern gesehen. Nicht nur fast alle polnischen Könige sind nach Czenstochau gewallfahrtet und haben hier ihre Gebete vor dem Gnadenbilde verrichtet, sondern auch andersgläubige Herrscher, wie Alexander I. und Friedrich Wilhelm II. Die Päpste haben den Gnadenort durch Verleihung von Privilegien und Ablässen reichlich ausgestattet.

Die vielen hohen Persönlichkeiten erschienen natürlich nicht mit leeren Händen. Sie haben der „schwarzen Madonna“ zahlreiche wertvolle Weihegeschenke gewidmet. Die Schatzkammer des Klosters, die den Pilgern bereitwillig gezeigt wird, enthält Kostbarkeiten, die nach der Schätzung der russischen Regierung einen Wert von fünfzig Millionen Rubel besitzen.

Reicher als die irdischen Schätze sind die Gnaden, die Maria von dieser von ihr so sehr bevorzugten Stätte spendet.



Abgesehen von den Wandlungen im Innern der menschlichen Seele — von der Umkehr zu Gott —, die obwohl dem menschlichen Auge meist unsichtbar, das Größte und Schönste auf Erden sind — weiß die Klosterchronik von der ältesten Zeit bis in die Jetztzeit von auffallenden Gebetserhörungen, wunderbaren Heilungen zu berichten. Es entzieht sich der Kenntnis des Autors, ob die im vorigen Abschnitte durch den polnischen Schriftsteller so poetisch geschilderte, plötzliche Genesung wirklich vorgekommen und beglaubigt worden — das jedoch steht fest, daß auch in den letzten Jahren noch über wunderbare Heilungen berichtet worden, die sowohl von ärztlicher als auch von geistiger Seite untersucht und begutachtet worden sind. Die Güte Mariens versiegt eben nie und wenn heute weniger wunderbare Gebetserhörungen vorkommen, dann liegt das gewiß nur an dem Mangel lebendigen Glaubens, felsenfesten Gottvertrauens unserer kleingläubigen Mitwelt. Ebenso bleibt die schon im alten Bunde begründete Wahrheit bestehen, daß Gott manche Orte besonders bevorzugt, hier unsere Gebete lieber erhört und dies um so eher, weil wir an fremden Gnadenorten andächtiger und gesammelter zu sein pflegen. — —

Das wundertätige Muttergottesbild von Ezenstochau befindet sich nicht in der langgestreckten geräumigen Kirche, sondern in der angrenzenden, nicht gerade kleinen Marienkapelle. Ein eigenartiger Zauber liegt über dieser Gnadenstätte, dem Sehnen und Ziele von hunderttausenden frommer Beter. Die sinnberückende Musik setzt ein — die Hülle erhebt sich und die mit dem Zeichen frommer Verehrung und Dankbarkeit geschmückte Gnadenreiche blickt liebevoll auf ihre treuen Kinder herab. Und siehe, ein russischer Soldat, der auf den Knien liegend sich nach orientalischer Sitte bekreuzigt und tief verneigt, erinnert uns daran, daß auch die getrennten griechischen Christen Maria innig verehren und lieben und wir hoffen dürfen, daß eben die Für-



bitte dieser unsrer gemeinsamen Mutter die Scheidewand zwischen Abend- und Morgenland entfernen, die traurige Kluft für immer überbrücken werde . . .

### XVII. Von Czenstochau durch das polnische Industriegebiet nach Oberschlesien.

Die Zeit meines Aufenthaltes in Czenstochau war abgelaufen. Schöne Erinnerungen knüpften sich an diesen Aufenthalt. Die Leute waren sehr höflich gegen den Ausländer, als den man mich, wie ich wiederholt beobachten konnte, überall erkannte. Besonders auch die Kirchendiener auf dem Klarenberge zeigten sich in meinen Anliegen sehr zuvorkommend und hilfsbereit.

Nachzutragen wäre noch der Besuch eines Garten-*etablissements*, wozu durch Plakate aufgefördert wurde. In dem Garten sollten mehrere hundert verschiedener Rosenarten in Blüte stehen. Jedenfalls war die Reklame übertrieben — auch mochte die Zeit der schönsten Rosenblüte vorbei sein. Der Besuch entsprach nicht dem aufgewendeten Eintrittsgeld und der Mühe, die das Auffuchen des *Etablissements* verursacht hatte. Bei dieser, wie auch bei andern Gelegenheiten mußte ich feststellen, daß selbst in kleinern Städten Polens von dem Volke und dem Mittelstande nicht gar leicht Auskunft zu erlangen ist. Man scheint wenig Interesse an öffentlichen Einrichtungen zu nehmen, wenig von seinem Nebenmenschen zu wissen. Hieraus ist es vielleicht auch teilweise zu erklären, daß bei behördlichen Nachforschungen selten der Täter und Tatbestand ermittelt wird.

Leider sollte der gute Eindruck, den Czenstochau hinterlassen, noch durch einen unangenehmen Auftritt getrübt werden. Es war gerade keine Droschke zur Fahrt nach dem



Bahnhöfe frei. Nun stand vor dem Krakauer Hotel ein bereits mit Koffern und Schachteln belegtes Gefährt, das eben zwei anscheinend den sogen. bessern Ständen angehörige Damen besteigen wollten. Auf meine Frage, ob ich noch Platz hätte und mitfahren könnte, erhielt ich eine bejahende Antwort. Ich kletterte auf den Bock und fand hier mit Mühe und Not zwischen den Schachteln ein Plätzchen, von dem ich während der hierzulande üblichen rasenden Fahrt auf dem durchweg schlechten Pflaster des öftern hinuntergeworfen zu werden fürchtete. Wir gelangten jedoch glücklich auf den Bahnhof und ich zahlte dem Droschkentutscher einen Betrag, mit dem dieser sich zufrieden erklärte. Die eleganten Damen jedoch speisten den Fuhrmann mit einigen Kopeken ab trotz des lauten Protestes und des Hinweises auf den Tarif. Sie verwiesen den geprellten Mann an mich und waren bald im Gedränge verschwunden.

Offenbar waren die Damen Wallfahrerinnen, welche eine Wallfahrt und die Benachteiligung ihres Nebenmenschen für vereinbar hielten. Derartige Anschauungen sind in Rußland, wo Treu und Glauben im geschäftlichen Leben vielfach geschwunden, leider nichts Seltenes. Das Feilschen bis aufs Blut wird hier als eine erlaubte, ja notwendige Einrichtung gehalten, ohne die ein geschäftlicher Akt undenkbar erscheint. Natürlich schützt das Feilschen nicht vor Betrug, im Gegenteil, es zieht denselben geradezu groß und es ist gang und gäbe, daß Händler das zwei- und dreifache des wirklichen Wertes für ihre Ware verlangen.

Die angenehme Reisegeellschaft in der Bahn entschädigte für den unangenehmen Vorfall. Eine ältere Dame unterhielt sich mit einem Backfisch und deren Mutter über den Einfluß der Lektüre auf den Menschen, namentlich auf die Jugend. Sie forderte auf, bei der Wahl der Lektüre ja recht vorsichtig



zu sein, es bliebe immer etwas von dem Inhalte des Gelesenen zurück und das Sprichwort „Sage mir, mit wem du umgehst und ich will dir sagen, wer du bist“ hätte auch in bezug auf das gedruckte Wort seine Berechtigung.

Die Dame zog auch mich ins Gespräch, bemerkte, sie hätte mich schon in der Ezenstochauer Gnadenkapelle gesehen und ein Ave Maria auf meine Intention gebetet. Sie erzählte von einem jüdischen Jünglinge, der auf dem Klarenberg getauft worden wäre. Der Przeglond katolicki in Warschau bestätigte später diese Nachricht. Die Dame wußte ferner zu berichten, daß die Geistlichen in derartigen Fällen äußerst vorsichtig zu Werke gehen müßten, da es vorgekommen sei, daß manche Juden aus dem Empfang der Taufe ein Geschäft gemacht hätten, indem sie sich an verschiedenen Orten zur Taufe anmeldeten, um überall Patengeschenke zu erlangen. Der Dame war auch aus der Geschichte die Stadt Allenstein, als Aufenthaltsort von Nikolaus Kopernikus, bekannt. —

Hart an der schlesischen Grenze, gleichsam als Fortsetzung des oberschlesischen Industriebezirks, dehnt sich der Dombrowaer Kohlenbezirk aus. Das Steinkohlenebiet, das die Veranlassung zur Schaffung des Sosnowicer Industriegebiets geworden, liegt im Kreise Bendzin und umfaßt etwa elf Quadratmeilen. Die Kohle liegt an einzelnen Stellen unmittelbar an der Oberfläche der Erde. Das Kohlenebiet dehnt sich in der Gegend der Ortschaften Dombrowa, Zogórze, Sielce und Miwka aus. Auf dem Gebiete der Redengrube beträgt die Dicke des Kohlenlagers bis zu zwanzig Meter. Man hat berechnet, daß der Kohlenvorrat dieser Gegend bei einer Jahresproduktion von vierzig Millionen Scheffel (1 Kubikmeter = 10 Scheffel) noch 100—150 Jahre vorhalten würde. Die Jahresproduktion im Sosnowicer Industriebezirke, der 19 Bergwerke, verschiedene große Eisenhütten, Stahl- und Schienen-



fabriken, Spinnereien usw. aufweist, beträgt mehr als 70 Millionen Rubel.

Der polnische Industriebezirk ist dicht bevölkert und bebaut, die Einwohnerzahl enorm angewachsen. So zählte z. B. der jetzige Fabrikort Zawiercie 1827 im ganzen 418 Einwohner, jetzt beträgt allein die Anzahl der Arbeiter dort gegen 20000. Der Grenzort Sosnowice hat sich zu einer ansehnlichen Stadt mit großer Industrie und ausgebreitetem Handel entwickelt. In der Umgegend befinden sich vier große Kohlenruben, sechs große Montan- und Eisenwerke, drei Spinnereien und 11 andere große Fabriken. Die meisten industriellen Unternehmen dieser Gegend wie überhaupt 41% aller Fabriken usw. in ganz Polen befinden sich in deutschen Händen. Einheimische Publikationen bezeichnen es als erfreulich, daß die Jahresproduktion der Industrie in Polen sich auf rund 350 Millionen Rubel belaufe, sie finden jedoch die starke Beteiligung der Ausländer an den gewerblichen Unternehmungen bedauerlich. Außer den Deutschen sind noch, wenn auch bei weitem weniger zahlreich, französische, belgische und englische Kräfte — nicht zu vergessen das Kapital aus Deutschland und dem übrigen Ausland — an der Industrie Polens beteiligt.

Sosnowice oder Sosnowitz, wie wir Deutsche gewöhnlich sagen, macht einen günstigen Eindruck. Es ist gut gebaut, die Straßen breit und mit Bäumen bepflanzt. Die Arbeiterbevölkerung beläuft sich auf ca. 25000 Mann, sie wurde aus Anlaß der letzten Unruhen viel genannt. Offenbar ist die Bevölkerung in Anbetracht des schwunghaften Schmuggels mit verbotenen Schriften hier mehr denn sonst der Aufreizung ausgelegt. Wurde doch gemeldet, daß mehrere Zöglinge der hiesigen siebenklassigen Realschule in den revolutionären Bestrebungen eine führende Rolle gespielt hätten — eine in Rußland allerdings nicht gerade seltene Erscheinung.



Während ich auf dem Perron der ausgedehnten Bahnhofsanlage umher spazierte, trat ein Beamter an mich heran mit der Frage in deutscher Sprache, wieviel Gold- und Silbergeld ich bei mir hätte. Ich war verlegen über diese unerwartete indiskrete Frage und erinnerte mich, daß eine behördliche Vorschrift, die glücklicherweise inzwischen aufgehoben worden, die Ausfuhr einer größeren Summe Geld in Gold oder Silber verbiete. Der Beamte hatte ein Einsehen und drang nicht weiter in mich, als ich ihm ungefähr meinen nichts weniger als bedeutenden Kassenbestand angab. Vielleicht hatte es der Pflichteifrigkeit auf eine kleine Gratifikation abgesehen.

Die Abfahrtszeit war herangenahet, der Zug aus Preußen nahm die Passagiere auf. Bald tauchten vor dem Auge die Neubauten hoher gotischer Gotteshäuser auf — wir befanden uns im oberschlesischen Industriegebiete. Wie eine Zentnerlast fiel es vom Herzen. Ein bedeutender russischer Schriftsteller sagt, beim Eintritt in das heilige russische Reich scheine sich ein dicker Nebel, eine Atmosphäre auf den Reisenden herniederzusenken. Ich hatte dies weniger empfunden. Beim Verlassen des russischen Gebietes bemächtigte sich meiner jedoch ein „wohliges“ Gefühl der Erleichterung und Sicherheit, obgleich mir auf der ganzen Reise durch Polen nichts zugestoßen war.

---



### XVIII. In Oberschlesien.

Der oberschlesische Industriebezirk umfaßte bis 1874 nur den alten Kreis Beuthen. Seit der Neuteilung zerfällt er in die Kreise Beuthen Stadt und Land, Tarnowitz, Rattowitz Stadt und Land, Zabrze und Gleiwitz. Wie enorm sich die Bevölkerung dieses Gebietes vermehrt hat, geht daraus hervor, daß der alte Kreis Beuthen im Jahre 1806 21038, dagegen im Jahre 1871 mehr als das Zehnfache, nämlich 234895 Einwohner zählte, die sich nach der Volkszählung von 1900 wiederum mehr als verdoppelt hatten.

Der Boden liefert Steinkohlen, Eisen- und Zinkerze, Blei, Silber, Ton, Sand- und Kalksteine. Landwirtschaft wird in den Industriekreisen nur noch stellenweise betrieben. Die Bevölkerung ist sehr dicht. „Interessant ist eine Fahrt auf der elektrischen Straßenbahn, welche das ganze Gebiet durchzieht, wobei man das Leben in Stadt und Land, auf Straßen und in Anlagen beobachten kann. Das ganze Land ist besät mit menschlichen Ansiedelungen, Gruben- und Hüttenwerken, stets ist lebhafter Verkehr auf Eisenbahn wie Schmalspurbahnen und Straßenzügen. Wälder und bebauete Felder sieht man in verhältnismäßig geringem Umfange; dagegen sind haushoch aufgeschüttete Schlacken- und Aschenhalden häufig zu finden. Die Bruch- und Brandfelder, d. s. Strecken, unter welchen die Kohlen herausgenommen worden sind oder zur Entzündung kamen, sind von weitem bemerkbar, entweder durch aufsteigenden Rauch oder durch Tafeln, die kein Wort aufweisen, dafür aber eine Abbildung des Totenkopfes zeigen zum Zeichen, daß die Stellen dem Verkehr wegen Lebensgefahr für die Passanten entzogen sind. . . . . Zeitweise schlägt Wind und Wetter den schwarzen Kohlenrauch der Gruben- und Eisenhüttenanlagen und da, wo Zinkhütten vorhanden



sind, den gelben giftigen Rauch derselben auf den Boden nieder und belästigt die Menschen, ihnen Aussicht und nicht selten den Atem benehmend.“ (Wörts Illustr. Führer durch das Oberschlesische Industriegebiet.)

Die Städte des Industriegebiets sind der Entwicklung des ganzen Gebietes entsprechend ebenfalls riesig gewachsen. Man findet hier großstädtische Einrichtungen, großangelegte Wohlfahrtseinrichtungen, öffentliche und private Prachtbauten, hochmoderne Geschäftsläden. Kattowitz macht einen äußerst noblen Eindruck, die Stadt zählt nach der letzten Volkszählung rund 32000 Einwohner. Die beiden katholischen Kirchen sind schöne gotische Gotteshäuser. Bis 1865 war Kattowitz ein Dorf mit 4500 Einwohnern.

Wohl nirgends sonst in Ostdeutschland liegen größere bedeutendere Orte so nahe an einander gedrängt, wie im oberschlesischen Industriegebiete. Myslowitz (13350 Einw.), Kattowitz, Laura hütte (16000), Königshütte (60000), Beuthen (54000), Tarnowitz (12000), Zabrze (41000), Zaborze (28000 Einw., das größte Dorf Schlesiens), Ruda (12000), Gleiwitz (53000) u. a. grenzen zum Teil unmittelbar, zum Teil in geringern Entfernungen bis zu einer Meile und etwas darüber an einander. Trotz des rapiden Wachstums stehen diese Städte und Ortschaften auf der Höhe der Zeit: einzelne Stadtteile in Beuthen und Gleiwitz machen einen geradezu großstädtischen Eindruck. Leider machen sich die Einwirkungen des Rauches überall unangenehm bemerkbar. Schon nach wenigen Jahren zeigen die Gebäude ein geschwärztes Aussehen. Wohl genießt der Beschauer am Abende von etwas erhöhtem Standpunkte aus einen „schönen Ausblick auf die Hüttenfeuer und die ausgedehnten elektrischen Beleuchtungen.“ Der Naturfreund dagegen würde auf seinen Wanderungen über staubige Chausseen wenig Freude erleben,



denn die Vegetation bietet einen gar zu kümmerlichen Anblick und die „Barke“ vermögen trotz der beständigen gärtnerischen Bemühungen wenig zu befriedigen. Die Abflüsse der Fabrikwässer tragen das ihrige zur Verschlechterung der Luft bei. — Naturgemäß kommen in Industriegegenden auch mehr Krankheiten und Unfälle vor als sonst. Zahlreich sind die Krankenhäuser, sowohl solche mit Ordensleuten, als auch weltlich geleitete. Das Oberschlesische Knappschaftslazarett in Rattowitz kann die größte Augen- und Ohrenklinik in Preußen aufweisen.

Ich konnte es mir nicht versagen, zwei Wahrzeichen religiösen Lebens in Oberschlesien aufzusuchen, die weit über die Grenzen Schlesiens hinaus bekannt und berühmt sind. Es sind dies Deutsch-Piekar und der St. Annaberg.

Der Wallfahrtsort Deutsch-Piekar, der Sage nach von deutschen Bäckern begründet, woher auch sein Name (pickarz-Bäcker) zählt 7000 Einwohner, liegt drei Kilometer von Beuthen entfernt und ist mit der Elektrischen Straßenbahn leicht zu erreichen. In nächster Nähe des Ortes fließt die Brinika vorbei, welche die Grenze zwischen Deutschland und Rußland bildet.

Es war an einem Sonntag Vormittag, als ich in Deutsch-Piekar eintraf. Eine Menge Volk belebte den Ort und immer noch trafen neue Prozessionen ein. Dicht an der Hauptstraße erhebt sich die Pfarrkirche, gemauerte Stufen führen hinauf zu einer Art Ballustrade, von wo aus ein Priester die eintreffenden Prozessionen durch eine Ansprache begrüßte. Die Pilger schritten in musterhafter Ordnung einher, an der Spitze blies eine aus Bergleuten bestehende Kapelle feierliche Melodien. Die einzelnen Bruderschaften und Stände wurden durch vorausgetragene Fahnen und Tragaltäre gekennzeichnet. Besonders fielen die Bergleute in ihrer kleidsamen Tracht auf, noch mehr die Bäuerinnen (man sagte, sie kämen



aus Lagiewnik) in ihrer altertümlichen bunten Volkstracht und ihrem interessanten Kopfsputz. —

Im August 1903 konnte der Gnadenort bereits das 600jährige Fest seines Bestehens feiern. Man nennt Piekar auch das „oberschlesische Jerusalem“, dem alljährlich den ganzen Sommer hindurch Tausende und Abertausende Pilger, man spricht von achthundert (?) Tausend, aus Schlesien, Galizien und Polen zustreben.

Die jetzige massive Kirche wurde in den Jahren 1842—1849 im byzantinischen Stile erbaut. Weit ragen die beiden Haupttürme in die Umgegend. Das Gnadenbild im Hochaltar ist  $1\frac{1}{2}$  Meter lang und breit. Die hl. Jungfrau hält in der linken Hand das Jesuskindlein und in der rechten einen Apfel.

Geschichtlich merkwürdig ist Piekar besonders durch zwei Ereignisse geworden. Im Jahre 1688 hielt hier König Johann Sobieski auf dem Durchmarsche nach Wien an und flehte knieend vor dem Gnadenbilde um Segen und Beistand gegen die Türken. Im Jahre 1696 legte der zum König von Polen erwählte sächsische Kurfürst Friedrich August auf den Stufen des Altars das katholische Glaubensbekenntnis ab. Seit dieser Zeit ist das sächsische Herrscherhaus bekanntlich katholisch.

In neuerer Zeit ist Deutsch-Piekar durch seinen Kalvarienberg, der sich unmittelbar an die Pfarrkirche anschließt, berühmt geworden. Das Projekt dazu war von dem 1862 verstorbenen Domherrn Fizek, der eine Pilgerfahrt ins hl. Land unternommen hatte, ausgegangen. Der Grundstein zum Kalvarienberge wurde unter dem Pfarrer und bischöfl. Kommissar Leopold Nerlich am 7. August 1887 gelegt und dauerte der Bau bis zu seiner Vollendung neun Jahre.

Der Kalvarienberg ist mit einer  $1\frac{1}{2}$  Meter hohen Mauer umgeben, elektrisch beleuchtet, hat einen Umfang von 38 Morgen



und enthält eine Kreuzkirche und 25 größere und kleinere Kapellen. Auf der Innenseite der Mauer sind Darstellungen der fünfzehn Rosenkranzgeheimnisse angebracht. — An manchen Festtagen zählt man über 50000 Pilger.

Die späte Nacht brach bereits herein und noch immer wollten die frommen von den einzelnen Stationen des Kalvarienberges ins Dorf und hinüber über die Brinika ins weite Zarenreich tönenden Gesänge nicht verstummen. Bald hier, bald da stimmten einzelne Gruppen von Pilgern Passionslieder an, die zwar nicht von Kunst und Schulung (denn wie könnte die heutige preußische Schule wohl polnischen Kirchengesang pflegen!), wohl aber von tief religiösem Empfinden Zeugnis ablegten. Ich muß gestehen, ich ward unwillig über die Störung der Nachtruhe, schämte mich aber später bei ruhigerem Nachdenken über meinen Egoismus, der nicht einige Stunden Schlaf im weichen Bette entbehren mochte, während die tiefgläubigen oberschlesischen Pilger die ganze Nachtruhe opferten, um ihrem Erlöser auf dem Kreuzwege nachfolgen zu können.

Und nun ein anderes Bild! Als höchster Punkt des Tarnowitzer Plateaus erhebt sich im Kreise Gr. Strehlitz in der Nähe des Landstädtchens Leschnitz der St. Annaberg. Die auffallende Ähnlichkeit des Berges und seiner Täler, Hügel und Schluchten mit Jerusalem und dessen Umgegend gab die Veranlassung dazu, daß ein Herr von Gaschin hier in den Jahren 1700—1709 durch Bauleute und Künstler aus Italien die Kreuzwegstationen und Kapellen (im ganzen 33) errichten ließ. In neuerer Zeit ist der St. Annaberg noch durch verschiedene Kirchlein und Kapellen mit schönen Kunstschöpfungen erweitert worden.

Die erste Kapelle zu Ehren der hl. Anna wurde hier 1500 gegründet, das Gnadenbild der Heiligen, das von Kreuzfahrern aus Konstantinopel nach Frankreich und von da



1504 durch Kurfürst Georg den Bärtigen nach Sachsen gekommen, hat ums Jahr 1550 eine adlige Dame hierher geschenkt; es befindet sich in der schönen Klosterkirche der Franziskaner.

Ziemlich steil und weithin sichtbar erhebt sich der St. Annaberg in dem Landwirtschaft treibenden Teil Oberschlesiens. Es wird das Fest „Mariä Himmelfahrt“ gefeiert. 80 Prozessionen und ungefähr 60000 Pilger aus allen Gauen Schlesiens, aus Mähren, Polen, Galizien und Böhmen sind erschienen. Recht anziehend schilderte ein Berichterstatter der Germania das Bild:

„Es gewährt einen eigenartigen, unbeschreiblichen Anblick, eine solche 60000köpfige Menge wie ein buntschillerndes unübersehbares Meer an den Abhängen des „Ölberges“, in den Niederungen des „Redrontales“ usw. sich langsam fortbewegen zu sehen.

Das Problem der Massenregierung mit den primitivsten Mitteln — vielen ein psychologisches Rätsel — ist hier aufs glücklichste gelöst. Was die moderne Staatsräson nur mit Aufgebot zahlreicher, polizeilicher oder militärischer Machtmittel zu erlangen vermag, — die Leitung und Ordnung einer derartigen vieltausendköpfigen Menge auf einem beschränkten Raume, — das geschieht hier durch einen Wink oder Ruf eines Franziskaner-Paters und einiger weniger Ordner, welche aus einfachen Bergwerksleuten aus den gräflich Ballestrem'schen Gruben Oberschlesiens in ihrer kleidsamen Tracht bestehen.

Hier vereinigen sich auch alle jenen spezifisch katholischen Bekenntnispunkte, welche im direktesten Gegensatz zum Protestantismus stehen.

Wallfahrten, Prozessionen, Marienverehrung, Rosenkranzgebete, Ablass, Dinge, welche die Herrn vom Evang. Bunde den Katholiken am wenigsten verzeihen können.“ —



Die Religiösität und der Opfersinn für kirchliche Zwecke der Oberschlesier waren bis in die neueste Zeit hinein sprichwörtlich. Die nationalen Wirren im Industriegebiet haben leider auch weniger gute Früchte gezeitigt. Hoffen wir, daß der gesunde Sinn des Volkes die Feuerprobe bestehe. Und mit diesem Wunsche mögen die vorliegenden Reiseerinnerungen ihren Abschluß finden . . .





# Inhalts-Verzeichnis.

---

	Seite
I. Von Allenstein nach Soldau . . . . .	1
II. Auf der Grenzstation . . . . .	5
III. Von Mlawa nach Warschau . . . . .	8
IV. Ankunft in Warschau, Wohnung und Verpflegung . .	12
V. Ein Rundgang durch Warschau . . . . .	17
VI. Nach der Sächsischen Kämpfe . . . . .	26
VII. Religionsverhältnisse in Warschau . . . . .	30
VIII. Sprachliches aus Polen . . . . .	38
IX. Unterrichtswesen, Literatur, Zeitungswesen, Theater, Ge- mäldeausstellungen, Industrie und Handwerk in Warschau	37
X. Von Warschau nach Lodz . . . . .	44
XI. Ankunft in Lodz . . . . .	47
XII. Rundgang durch Lodz . . . . .	50
XIII. Geschichte von Lodz . . . . .	54
XIV. Nach Czestochau . . . . .	59
XV. Eine Wallfahrt nach dem Klarenberge . . . . .	62
XVI. Czestochau, Stadt und Kloster . . . . .	69
XVII. Von Czestochau durch das polnische Industriegebiet nach Oberschlesien . . . . .	75
XVIII. In Oberschlesien . . . . .	80

---